

Seminarmaterialien 25

Über zentrale Themen der Philosophie und Soziologie
Theodor W. Adornos.¹

THEMENBEREICH II

POLITISCHE ÖKONOMIE, TAUSCHPRINZIP UND DER GESELLSCHAFTSBEGRIFF TH. W. ADORNOS.

© Jürgen Ritsert

Frankfurt/M 2013

¹ Drei Themenbereiche sollen verhandelt werden: 1. Das Projekt einer >negativen Dialektik<. 2. Politische Ökonomie, Tauschprinzip und der Gesellschaftsbegriff Th. W. Adornos. 3. Dialektische Argumentation. Zum Verhältnis von Gesellschaft, Kunst und Massenmedien bei Adorno.

Vorbemerkung

Dass die Philosophie G. W. F. Hegels trotz all seiner Hegelkritik einen entscheidenden Einfluss auf die Philosophie und Soziologie Theodor W. Adornos ausgeübt hat, wird niemand bestreiten. Dass er seine kritische Theorie der Gesellschaft gelegentlich mit aller Selbstverständlichkeit als *dialektische Theorie der Gesellschaft* bezeichnet, weist auf den engen Zusammenhang seines Denkens mit der Hegelschen Dialektik und deren Kritik hin. Seine Auseinandersetzung mit Hegel mündet ja letztendlich in das Projekt einer „Negativen Dialektik“ aus. Es gehört für mich daher weiterhin zu den erstaunlichsten Beispielen für akademische Unbekümmertheit, dass und wenn kühne Interpreten der Werke Adornos es fertig bringen, sich seine Arbeiten ohne Rücksicht auf ihren ausdrücklichen Anspruch auf *dialektisches* Denken zurechtzubiegen. Dass sich die Einflüsse der Kapitalismustheorie und der Kapitalismuskritik von Karl Marx in den Schriften von Adorno immer wieder bemerkbar machen, ist ebenfalls geläufig. Nur der Psychoanalyse Freuds – in einem kaum geringeren Ausmaß auch den Vernunftkritiken Kants – wird man einen ähnlichen Grad des Einflusses auf sein Denken zuschreiben können.² Seine Rezeption des Marxschen Werks hat natürlich eine Auseinandersetzung mit dessen Kritik der politischen Ökonomie, also auch mit einer bestimmten Art und Weise zur Folge, *wirtschaftliche* Strukturen im Kapitalismus zu untersuchen. In dieser Hinsicht bekommt man es allerdings mit einer besonderen Schwierigkeit bei der Lektüre von Texten Adornos zu tun. H. Reichelt, der seinerseits schon in seiner Dissertation eine genaue und ausführliche Untersuchung des Kapitalbegriffes von Marx durchgeführt hat, weist auf den Tatbestand hin, dass Adorno in privaten Gesprächen aus seiner „Abneigung gegen die Befassung mit der Ökonomie“ nie einen Hehl gemacht hat.³ Adornos Genie äußert sich zweifellos auch in der Produktivität seines starre Fächergrenzen überschreitenden Denkens. Aber das bedeutet selbstverständlich nicht, er hätte in jedem Fach gleichermaßen gut zuhause sein können. Die Wirtschaftswissenschaften waren wirklich nicht ernsthaft seine Sache. Doch der Rückgriff auf Marx nötigt ihn gleichwohl dazu, wirtschaftswissenschaftliche Schlüsselbegriffe und Themen aufzugreifen, um damit etwas im Zuge seiner eigenen Kapitalismuskritik anzufangen. Dadurch entsteht für jede Beschäftigung mit dem Verhältnis Adornos zur Kritik der politischen Ökonomie das Problem, dass er Motive dieser Lehre – das kann man nach meiner Auffassung besonders gut an seinen Rückgriffen auf die Arbeitswerttheorie von Marx ablesen – oftmals in sehr unvermittelten Formen aufgreift. Der Stand der vielfältigen Diskussionsvorschläge und erbitterten Kontroversen zu diesem Thema war ihm sicher nicht

² Sicherlich kann man z.B. auch Motive der Philosophie Friedrich Nietzsches anführen, deren Einfluss auf das Denken Adornos man anmerkt.

³ H. Reichelt: Zur logischen Struktur des Kapitalbegriffs bei Karl Marx, Frankfurt/Wien 1970. Der Hinweis findet sich in H. Reichelt: Die Marxsche Kritik ökonomischer Kategorien. Überlegungen zum Problem der Geltung in der dialektischen Darstellungsmethode im 'Kapital', in: I. Fetscher/A. Schmidt (Hrsg.): Emanzipation als Versöhnung. Zu Adornos Kritik der 'Warentausch'-Gesellschaft und Perspektiven der Transformation, Frankfurt/M 2002, S. 142 ff.

so vertraut wie – sagen wir einmal – der fortdauernde Streit über die Bedeutung der „Neuen Wiener Schule“ in der Musik. Inzwischen gibt es erfreulicherweise eine außerordentlich gründliche Untersuchung über die Bedeutung der Kritik der politischen Ökonomie für Adornos Werk. Sie umfasst nicht nur in eine immense Fülle von Details, sondern macht auch den gelungenen Versuch, Auslegungsmöglichkeiten der Adornoschen Bezugnahmen auf Begriffe, Themen und Thesen der Kritik der politischen Ökonomie von Marx aufzudecken und auszuführen. Es handelt sich um das auf einer Doktorarbeit basierende Buch von

Dirk Braunstein: Adornos Kritik der politischen Ökonomie
Bielefeld 2011 (AKPÖ).⁴

In dieser Informationsveranstaltung werde ich immer wieder auf Ergebnisse dieser Schrift zurückkommen. Da es mir hier jedoch statt um weitere Detailforschung eher um die Erleichterung des Verständnisses nicht unbedingt im Verdacht der Trivilliteratur stehender Ausführungen von Adorno einerseits, um zusätzliche Informationen zu Bezügen andererseits geht, in denen seine jeweiligen Thesen stehen, werde ich nur einige exemplarische Themen herausgreifen und kommentieren, die allerdings für seine Rezeption und Kritik der Kritik der politischen Ökonomie maßgebend sind. Dazu zählen mit Sicherheit die folgenden Themenbereiche:

- *Wertbegriff, Tauschprinzip und das Marxsche Wertgesetz.*
- *Realabstraktion.*
- *Verdinglichung und Entfremdung.*
- *Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse.*
- *Basis und Überbau.*

Zu zeigen, wie diese Motive und einige mehr in seinem Begriff der (kapitalistischen) *Gesellschaft* zusammen laufen, stellt das primäre Ziel dieser Veranstaltung dar. Es bedeutet sicherlich eine Übertreibung, wenn Ludwig Wittgenstein behauptet, alles, was sich überhaupt sagen lässt, ließe sich klar sagen. Ich hoffe dennoch, ein weiteres Mal zeigen zu können, dass Adornos Argumente weder „unverständlich“, noch ausschließlich etwas für Jünger sind, die dem Meister zu Füßen sitzen und ihn anbeten. Dass sie überhaupt nichts für Feinde jenes Geistes „befreiungstheoretischen“ (H. Steinert) Denkens – an der Akademie und sonst wo – sind, welcher seine Philosophie und Soziologie gleichermaßen durchzieht, versteht sich von selbst.

⁴ „Selbstverständlich gibt es keinen Ökonomen Adorno wieder- oder neu zu entdecken; wohl aber einen Kritiker der politischen Ökonomie, der in vielerlei Hinsicht über Marx` Kritik hinausgeht, wenngleich er freilich sehr häufig hinter dessen ökonomischer Sachkenntnis zurückbleibt“ (AKPÖ 11).

Abschnitt 1:

Wertbegriffe.

Es gibt keine Theoriearbeit, weder in den Natur- noch in den Sozialwissenschaften, die ohne *Kernvorstellungen* weitergeführt werden könnte, welche den Status von ungeprüften, wenn nicht unüberprüfbaren Grundlagen von Theorie und Forschung einnehmen. Man denke nur an die Rolle, die Idealisierungen wie etwa die kontrafaktische Annahme einer völlig widerstandsfreien Stromleitung für den Theorieaufbau in der Elektrodynamik spielten. Theoretikerinnen und Theoretiker greifen auf solche sog. „Präsuppositionen“ meistens mit aller Selbstverständlichkeit zurück. Das entspricht unserem Vorgehen im Alltag, wenn wir angesichts von Problemen (unbewusst oder vorbewusst) z.B. von eingespielten Routinen und Rezepten Gebrauch machen. Kernvorstellungen von Theorien umfassen inhaltliche (semantisch gehaltvolle) Prämissen, ontologische Grundannahmen und Schlüsselmetaphern wie z.B. das Bild des *homo oeconomicus* in der Nationalökonomie. Zu dessen Beschreibung gehört bei vielen Wirtschaftswissenschaftlern bekanntlich die anthropologische Prämisse, alle Menschen streben nach Nutzen. Friedrich Nietzsche meint allerdings, dass gelte vorzugsweise nur für die modernen Angelsachsen. Zu den theoretischen Kernvorstellungen gehören aber auch formale (logisch-syntaktische) Prinzipien der Ordnung des Diskurses. Eine Aussagenordnung *more geometrico*, also nach den Grundsätzen der Deduktion von Theoremen aus Axiomen, verkörpert ein anderes übergreifendes Muster der Formierung vielfältiger Aussagen als ein *dialektisches* – wie immer sie sich zueinander verhalten. Zusätzlich ist es äußerst sinnvoll, die interaktionspragmatische Seite von wissenschaftlichen Theorien zu berücksichtigen. Welche guten Gründe lassen sich beispielsweise zu Gunsten einer Theorie heranziehen, gute Gründe, die nicht nur ihre Wahrheitsansprüche stützen, sondern eigentlich auch die Adressaten der Aussagen in einer Forschergemeinschaft überzeugen sollen, so dass z.B. die angestrebte „Intersubjektivität“ der Annahmen und Befunde wahrscheinlicher wird? Welche praktischen Erkenntnisinteressen sind einer Theorie selbst immanent? Man kann zudem fragen, welche Eigenschaften der Theorie welche Rolle dabei spielen, dass bestimmte ihrer Aussagen geradezu als Dogma behandelt werden? Was führt zu der Bereitschaft gar mancher Anhänger zur Inquisition, zu Ketzerverfolgungen, wenigstens zu selbstgefälliger Polemik an den Akademien, wenn kleine oder große Abweichung von Dogmen oder kanonisierten Texten stattfinden? Das kann einem leider in Einzelfällen immer noch bei der Begegnung mit bewundernswert heilsgewissen und selbstgefälligen Vertretern der *objektiven Wertlehre*, insbesondere in ihrer Spielart als Marxsche Arbeitswerttheorie zustoßen. Wie kam es aber auf der anderen Seite dazu, dass die neoklassische Wirtschaftslehre mit ihrer subjektiven Werttheorie die wirtschaftswissenschaftlichen Fachbereiche in der Bundesrepublik (bis zum

Eintreten der jüngsten Finanz- und Wirtschaftskrise) trotz des Widerstandes einiger versprengter Keynesianer, Sraffainer und unverdrossen in der Tradition der Kritik der politischen Ökonomie arbeitender Personen nahezu uneingeschränkt beherrschen und die Beratung der Bundesregierung mit gelegentlich schlimmen Konsequenzen usurpieren konnte?

Die Gegensätze zwischen Vertretern irgendeiner Spielart der Arbeitswerttheorie und den Anhängern der neo-klassischen Lehre vom wertverleihenden subjektiven Nutzen und Grenznutzen liefern ihrerseits nur ein, wenn auch ein schwerwichtiges Beispiel für die mit dem Wertbegriff überhaupt verwobenen Probleme in Philosophie, Soziologie und Ökonomie. Man muss Max Weber immer wieder recht geben, wenn er – im Zusammenhang mit dem Werturteilsstreit, mit seiner Einschätzung der nationalökonomischen Wertlehre sowie mit der ihn damals in Grenzen beeinflussenden Wertaxiomatik von Neu-Kantianern wie Heinrich Rickert (1833-1902) – den Wertbegriff als ein „Schmerzskind“ der Kulturwissenschaften bezeichnet. Das ist er immer noch. Genauso verhält es sich auch mit dem *Geld*, das er füglich als ein weiteres Mitglied der Großfamilie der sozialwissenschaftlichen Schmerzskinder begrüßt. Er hätte auch noch den Begriff des *Sinns* hinzufügen können, der ja eine zentrale Stellung in seiner eigenen Theorie des sozialen Handelns einnimmt. Angesichts dessen muss sich wohl jeder Versuch, Schneisen in das Dickicht der Wertbegriffe im Allgemeinen, der Arbeitswerttheorie im Besonderen schlagen zu wollen, – das gilt natürlich uneingeschränkt auch für meine folgenden Vorträge! – mit der Aussicht bescheiden, dass vielleicht tatsächlich eine Lichtung erreicht werden kann, wobei aber meistens mit mehr Folgeproblemen als mit der eindeutigen Sicht auf die berichtigte „Sache selbst“ zu rechnen ist. Bevor ich auf Beispiele für Adornos Umgangsformen mit der Marxschen Arbeitswerttheorie eingehe, möchte ich daher einige einfache Einteilungen von Begriffen und Theoremen vorschlagen, die – hoffentlich – als Taschenlampe im Gestrüpp dienen können.

Man kann sich für jedes beliebige Phänomen verschiedene Einteilungen ausdenken. Auf einer höchst allgemeinen Ebene schlage ich zum Einstieg hier eine dreidimensionale Gliederung für die alltags- und/oder wissenschaftssprachlichen Verwendungsweisen der Wertbegrifflichkeit vor⁵:

1. *Substantivische Wertbegriffe.*
2. *Objektive Wertbegriffe.*
3. *Subjektive Wertbegriffe.*

Ad 1: Ein Wert. Wir reden oft von „Werten“, groß geschrieben, und verstehen darunter normalerweise irgendwelche Dinge: Goldbarren, Geschmeide, Immobilien etc. Ein schwerwiegendes Folgeproblem dieses Sprachgebrauchs kann man an der Frage festmachen: Das sind Werte, schön und gut. Aber was macht z.B. eine Perlenkette ausgerechnet zu einem „Wert“ und nicht einfach nur zu einer

⁵ Text entsprechend J. Ritsert: Wert. Warum uns etwas lieb und teuer ist, Wiesbaden 2013.

Reihe von Kugeln, die durch einen Faden zusammengehalten werden? Ich habe bewusst den Plural „Wertbegriffe“ gewählt, weil es viele verschiedene Dinge gibt, die wir als „Werte“ ansehen. Das nächste Folgeproblem lautet mithin: Auf welcher Grundlage rechnen wir sie allesamt zur Kategorie der „Werte“ und die Kette nicht z.B. nur zu einem Verbund von bunten Klunkern? Was macht also in diesem Falle Einheit in der Verschiedenheit aus?

Ad 2: Etwas hat einen Wert. Eine dazu passende und im Alltag übliche Metapher lautet: Etwas *ist* wertvoll, was allerdings so klingt, als sei es randvoll mit Wert angefüllt. Heinrich Rickert verwendet u.a. die Metapher, der Wert „hafte“ bestimmten Dingen tatsächlich an.⁶ Wenn etwas wertvoll *ist*, dann wird dem Sachverhalt selbst, in diesem Sinne „objektiv“, ein ihm eigenes Wertmerkmal *w* zugeschrieben: *Xw*. Erneut zeichnet sich ein klassisches Folgeproblem ab: Gibt es irgendjemanden, der ernsthaft behauptet, die Werteigenschaft „hafte“ dem Gegenstand *X* so an, wie das Moos am Baum haftet? Wenn nicht, dann mag „wertvoll“ oder „werthaltig“ vielleicht eine Eigenschaft von *X* sein, es muss sich jedoch um eine sog. „nicht-naturalistische“ Eigenschaft handeln. Denn das Prädikat *w* zielt zwar auf ein tatsächlich vorliegende („objektive“) Eigenschaft, die jedoch nicht in Analogie zur Farbeigenschaft irgendeines Dinges oder seines Gewichtes etc. zu deuten ist. Wie aber dann?

Ad 3: Etwas genießt Wertschätzung. Die Grundposition lautet nun: Es gibt weder „den“ Wertgegenstand an sich, noch eine „objektive“ Werteigenschaft. „Werthaltigkeit“ ist eine Folge von uns („subjektiv“) vorgenommener Bewertungen. Etwas genießt vor allem Wertschätzung, weil es unseren Bedürfnissen bequem ist. Es wird von uns unter der Voraussetzung unserer „Neigungen“ (Kant) positiv oder negativ *bewertet*. Etwas ist daher nicht wertvoll *an sich* („objektiv“), sondern immer nur wertvoll *für uns* („subjektiv“). Ein weiteres gern verdrängtes Folgeproblem lässt sich in der Frage zusammenfassen: Wer aber sind „wir“, die da munter Werturteile abgeben? Jedes einzelne Individuum mit der Fülle seiner je spezifischen Neigungen? Eine Gruppe von Menschen, die gemeinsame Nutzensvorstellungen aufweisen und vergleichbaren Strategien des Nutzenstrebens folgen? „Wir“ als Mitglieder eines sog. „Kulturkreises“ (einer Subkultur)? „Wir“ als Mitglieder einer an einem bestimmten Ort in einem bestimmten Zeitabschnitt existierenden Gesellschaft? „Wir“ als Mitglieder der Menschheit überhaupt? Ein andere gute Frage lautet: Welche Faktoren, Normen, Regeln und Kriterien liegen unseren individuellen und/oder gruppenspezifischen Bewertungen eigentlich zugrunde? Unsere Strebungen (Triebe)? Unsere unverwechselbar individuellen Neigungen? Unserer kulturell definierten Bedürfnisse? Oder „Wertideen“ (Weber), also allgemeine Normen, Regeln und Kriterien im Überbau einer bestimmten Gesellschaft? Vielleicht auch universelle, alle Men-

⁶ „Es gibt Objekte, die, wie man sagt, Wert haben, oder an denen Werte haften, und die man selbst Werte nennt.“
H. Rickert: Philosophische Aufsätze, Tübingen 1999, S. 13.

schen verpflichtende Gebote wie die Achtung der Menschenwürde? Alle diese Komponenten in irgendeinem festzustellenden Zusammenhang? Sowohl die Arbeitswerttheorie als auch die Nutzentheorie der Wertbildung sind mit Problemen dieses Kalibers imprägniert. Ich vertrete inzwischen meine gewiss nicht felsenfeste Ansicht, eine Theorie, welche all diese Faktoren in einen werttheoretischen Zusammenhang mit gesellschaftlichen Problemen stelle, ließe sich nicht nur Marx' Untersuchung gesellschaftlicher Probleme (insbesondere als Systemkrisen), sondern in Teilstücken auch Simmels Philosophie des Geldes entnehmen. Ich habe an anderer Stelle etwas ausführlicher versucht, das Puzzle partiell zusammenzusetzen.⁷

⁷ Vgl. J. Ritsert: Theorie praktischer Probleme, Kapitel 4, Wiesbaden 2012.

Abschnitt 2

Skizzen zur Arbeitswerttheorie und zur Nutzentheorie des Wertes.

Die *Arbeitswerttheorie* gilt als das klassische Beispiel für eine *objektive* Wertlehre in der Sozialphilosophie und Wirtschaftstheorie. Man darf wohl feststellen, dass sie momentan keinen überragenden Einfluss (mehr) ausübt. Das *Nutzenparadigma* der neo-klassischen Ökonomie bedeutet hingegen *das* Exempel für eine *subjektive* Wertlehre, weil die Neo-Klassik weiterhin einen äußerst nachhaltigen Einfluss auf die Wirtschaftstheorie und die Wirtschaftspolitik in den „westlichen“ Ländern – und nicht nur dort – ausübt. Inzwischen mehren sich allerdings im Angesicht von Banken- und Schuldenkrisen diejenigen Stimmen, welche den Einfluss dieser Denkungsart auf das wirtschaftspolitische Geschehen nicht unbedingt nur als heilsam bewerten. Für die nachfolgenden Zwecke des Kommentars zu Adorno-Texten reicht es m.E. aus, bestimmten Passagen in den Texten von Klassikern einige *elementare* Annahmen der Arbeitswerttheorie einerseits, des Nutzenparadigmas andererseits zu entnehmen.

Elemente der Arbeitswerttheorie.

Als ihr Begründer in der Frühzeit der Moderne wird in erster Linie John Locke (1632-1704) angesehen. Im § 27 sowie im § 40 der zweiten seiner „Zwei Abhandlungen über die Regierung“ fasst er eine, wenn nicht *die* Kernvorstellung der neuzeitlichen Arbeitswertlehre so zusammen: „Obwohl die Erde und alle niederen Lebewesen allen Menschen gemeinsam gehören, so hat doch jeder Mensch ein *Eigentum* an seiner eigenen *Person*. Auf diese hat niemand ein Recht als nur er allein. Die *Arbeit* seines Körpers und das *Werk* seiner Hände sind, so können wir sagen, im eigentlichen Sinn sein *Eigentum*. Was immer er also dem Zustand entrückt, den die Natur vorgesehen und in dem sie es belassen hat, hat er mit seiner *Arbeit* gemischt und ihm etwas eigenes hinzugefügt. Er hat es somit zu seinem *Eigentum* gemacht“ (§ 27). Das ist zunächst der Grundgedanke der modernen *Arbeits*theorie des Eigentums.⁸ Aber dieser impliziert zugleich die Kernvorstellung der *Arbeitswert*theorie. Im § 40 heißt es: „Denn es ist tatsächlich die *Arbeit*, die jedem Ding *einen unterschiedlichen Wert verleiht*“.⁹ Die berühmte Hirsch-Biber-Parabel von Adam Smith (1723-1790) bringt die quantitative Seite dieses Prinzips zum Vorschein: „Bedarf es beispielsweise in einem Jägervolk gewöhnlich doppelt so vieler Arbeit, einen Biber zu töten als einen Hirsch zu erlegen, sollte natürlich im Tausch ein Biber zwei Hirsche wert sein. Es ist daher nur selbstverständlich, dass der übliche Ertrag der Arbeit von zwei Tagen oder zwei Stunden doppelt so viel wert sein sollte als der übliche ei-

⁸ Vgl. M. Brocker: Arbeit und Eigentum. Der Paradigmenwechsel in der neuzeitlichen Eigentumstheorie, Darmstadt 1992.

⁹ John Locke: Zwei Abhandlungen über die Regierung (hrsg. v. W. Euchner), Frankfurt/M 1977. (Herv. i. Org.).

nes Tages oder einer Stunde.“¹⁰ Arbeit, *das* zumindest lässt sich der Parabel von Smith weitgehend bedenkenlos entnehmen, wird *in der Zeit verausgabt* und der tatsächliche Wert eines Produktes oder einer Dienstleistung – das ist entschieden problematischer – wird als eine direkte Funktion des Zeitmaßes der verausgabten Arbeitskraft behandelt. Die Folgeprobleme dieser einfachen Anmerkungen sind ebenso vielfältig und facettenreich wie kontrovers. Bei Marx finden sich eingangs im Ersten Kapitel seines Werkes über >Das Kapital< Formulierungen, die an der Oberfläche den Annahmen von Locke und Smith zu ähneln scheinen: „Es ist also nur das Quantum gesellschaftlich notwendiger Arbeit oder die zur Herstellung eines Gebrauchswerte gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, welche seine Wertgröße bestimmt“ (MEW 23; 54). Aber dieses Zitat impliziert schon einige der entscheidenden Korrekturen, die Marx an jenen elementaren Vorstellungen vom „Wert“ als Funktion verausgabter Arbeitszeit vorgenommen hat. Nähme man die Hirsch-Biber-Parabel einfach so hin, wie sie von Smith aufgeschrieben wurde, dann könnte das z.B. auf die folgende Weise missverstanden werden: „Je fauler und ungeschickter ein Mann, desto wertvoller seine Ware, weil er desto mehr Zeit zu ihrer Verfertigung braucht“ (MEW 23; 53). Deswegen geht Marx von der durchschnittlich „gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit“, also derjenigen Arbeitszeit aus, welche erforderlich ist, „um irgendeinen Gebrauchswert mit den vorhandenen gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen“ (ebd.). Abgesehen von dem Systemproblem der Allokation (Aufteilung) der gesamtgesellschaftlich zur Verfügung stehenden Arbeitszeit gewinnt damit zugleich die schon in Aristoteles` „Politik“ vorzufindende Unterscheidung zwischen *Gebrauchswert* und *Tauschwert* der Arbeitsprodukte und/oder Dienstleistungen ihre besondere Bedeutsamkeit.¹¹ Bei Marx verweist sie u.a. auf Möglichkeiten der Verbindung der Arbeitswertlehre mit dem utilitaristischen Schlüsselbegriff *Nutzen*. „Die Nützlichkeit eines Dings macht es zum Gebrauchswert“ (MEW 23; 50). Aber die innere Verbindung mit dem Arbeitswert kommt für Marx auf einfachste Weise schon durch die „Werts substanz“ der Waren zum Vorschein. Denn Hervorbringungen weisen für Marx immer zugleich objektive Werthaltigkeit in dem Sinne auf, dass sie „Kristalle“ – wie er sagt –, also Vergegenständlichungen (Konkretisierungen) der menschlichen Arbeitskraft im Warenkörper (oder im Vollzug einer Dienstleistung) darstellen. Die Brauchbarkeit („Qualität“) von Waren und Diensten lässt Angebot und Nachfrage alles andere denn unberührt. Angebot und Nachfrage beeinflussen ihrerseits die Preise. Dennoch ist der Tauschwert nach Marx *nicht* als die reine Funktion von Angebot und Nachfrage zu behandeln und schon gar nicht mit dem Gebrauchswert (Nutzen) gleich zu setzen (MEW 23; 52) Wie gesagt: Umgekehrt ist natürlich die Verkäuflichkeit eines Gutes nicht vollständig von der tatsächlichen und/oder durch Reklame sugge-

¹⁰ A. Smith: Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen (hrsg. v. H. C. Recktenwald), München 1999, S. 42.

¹¹ Vgl. Aristoteles: Politik. Schriften zur Staatstheorie, Stuttgart 1989, S. 92 ff. (1256 a).

rierten Zweck- und damit Bedürfnisgerechtigkeit des Produkts für Verbraucher, also von seinem Nutzen vollständig abzulösen. Es gibt Unverkäufliches, weil es erkennbar gar nichts taugt oder niemand es will. Das Verhältnis der „Werthaltigkeit“ von Waren zu den Mechanismen von Angebot und Nachfrage, wirft eine Fülle von Problemen auf, womit sich viele Marxinterpreten im Verlauf der Zeiten um buchstäblichen Sinn herumgeschlagen haben. Als ein Aufhänger dieser weit verzweigten Kontroversen kann z.B. die These von Marx aufgegriffen werden, die Preisform ließe die Möglichkeit „quantitativer Inkongruenz zwischen Wertgröße und Preis, d.h. zwischen der Wertgröße und ihrem eignen Geldausdruck zu“ (MEW 23; 117). Dennoch könne behauptet werden, „Angebot und Nachfrage regeln nichts als die vorübergehenden *Fluktuationen* der Marktpreise. Sie werden euch erklären, warum der Marktpreis einer Ware über ihren *Wert* steigt oder unter ihn fällt, aber sie können nie über diesen *Wert* selbst Aufschluss geben.“¹² Theoretischen Aufschluss über den *gesellschaftlichen* Bestimmungsgrund des Wertes selbst liefere allein die Arbeitswerttheorie. Aber natürlich gibt es Waren wie etwa ein Kunstwerk oder die strammen Waden eines Spitzenkickers, die so selten oder so heiß begehrt sind, dass die Käufer fast „jeden Preis“ zu zahlen bereit sind.

Die klassische Unterscheidung zwischen dem Gebrauchswert und dem Tauschwert einer Ware erfährt durch Marx einer Reihe weiterer wesentlicher Differenzierungen und Neubestimmungen. So trifft er zunächst eine zentrale Unterscheidung zwischen „Arbeit“ und „Arbeitskraft“. Sie lässt sich vielleicht kurz so deuten: „Arbeit“ ist ein Ausdruck für die in einer Gesellschaft überhaupt zur Verfügung stehende Arbeitszeit, deren Aufteilung auf die verschiedenen Funktionsstellen im materiellen Reproduktionsprozess der Gesellschaft ein wahrlich gravierendes *Systemproblem* darstellt. Das Wort „Arbeitskraft“ verweist hingegen eher auf die tatsächliche Verausgabung der „Kraft“ (= Leistungsfähigkeit) von Individuen oder Gruppen in der Zeit an den entsprechenden Funktionstellen im Wirtschaftskreislauf. Für den Dreh- und Angelpunkt der werttheoretischen Argumentation hält Marx also den „Doppelcharakter“ der Ware Arbeitskraft, die Gebrauchswert und Tauschwert zugleich hervorbringt. Die daran anschließende zentrale These der Arbeitswertlehre lautet bei ihm: Der Tauschwert einer Ware (hier nur schlicht als einfache Tauschgleichung $x \text{ Ware A ist so viel wert wie } y \text{ Ware B}$ angeschrieben) geht in die „durchschnittlich gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit“ als ihren objektiven (realgesellschaftlichen) Grund zurück. Der Gebrauchswert hingegen verweist auf Zweckdienlichkeit und damit auf subjektive Nützlichkeit der Ergebnisse einer Verausgabung der Arbeitskraft als ein anderer Bezugspunkt der Untersuchung. Die Differenzbestimmungen zwischen Gebrauchswert und Tauschwert hängt also unmittelbar mit dem von Marx nachdrücklich betonten „Springpunkt“ zusammen, „um den sich das Verständnis der politischen Ökonomie“ insgesamt dreht und dieser besteht eben im „Doppelcharakter der in den Waren dargestellten Arbeit“ (MEW 23; 56). Insofern bleibt die

¹² Marx/Engels: „Lohn, Preis und Profit“, in diess.: Ausgewählte Schriften, Berlin 1963, S. 389.

Arbeit bzw. Arbeitszeit die alles übergreifende Grundbestimmung der Kritik der politischen Ökonomie. Allerdings können Gegenläufigkeiten zwischen den beiden Erscheinungsformen des Wertes als gesellschaftliche „Substanz“ von Waren, also zwischen Gebrauchswert und Tauschwert auftreten. Damit steht man zugleich vor einer ganzen Menge nahezu grenzenlose Freuden spendender Versuche, abschließend klar zu machen, worin wohl der „dialektische Widerspruch“ zwischen Gebrauchswert und Tauschwert nach Marx bestehen könnte? Diese Frage erhält ihre eigentliche Würze insbesondere dann, wenn man „Widerspruch“ *nicht* bedenkenlos mit einer *Kontradiktion* zwischen Aussagen vermengt und zunächst einmal davon ausgeht, dass die Worte „Gebrauchswert“ und „Tauschwert“ nur einen ausgeprägten *Unterschied* zwischen Merkmalen von Produkten und Leistungen anzeigen.¹³ (Damit bekommt es mit dem zusätzlichen Problem zu tun: Inwiefern ist mit „Widerspruch“ dann überhaupt mehr gemeint als nur der Hinweis auf empirische *Interessengegensätze* zwischen gebrauchswertorientiertem Käufer und gewinnorientiertem Verkäufer? Der eine will in erster Linie aus dem Verkauf viel heraus schlagen, der andere möchte ein möglichst billiges und brauchbares Produkt einkaufen. „Gegensätze“ nach der Art der Gegenläufigkeit zwischen Interessen, Zielen und Strategien der Akteure lassen sich selbstverständlich ohne jeden Verstoß gegen das Prinzip der Widerspruchsfreiheit von Aussagen darstellen).

Die Gebrauchswerte schaffende Arbeit in der Form einer *bestimmten* Zweckmäßigkeit (etwa als Schreinerarbeit) mündet gemeinhin in einem *konkreten* Produkt (etwa einem Schrank) oder einer *spezifischen* Dienstleistung aus. Sieht man, so argumentiert Marx eingangs im >Kapital<, vom Gebrauchswert einer Ware, damit vom nützlichen Charakter der Arbeitsergebnisse ab, dann sind und bleiben Waren immer noch als das Resultat der Verausgabung menschlicher Arbeitskraft überhaupt in der (im gesellschaftlichen Durchschnitt notwendigen) Zeit zu ihrer Herstellung oder Erbringung übrig (MEW 23; 52). Dass sich die Arbeit bestimmter Mittel bedient und, wenn sie in einem handfesten Produkt ausmündet, bestimmte Naturstoffe und/oder Vorgefertigtes („Halbfabrikate“) bei der Formierung voraussetzt, versteht sich von selbst. Doch schon auf dieser elementaren Ebene der Betrachtung muss der *besondere* historische Charakter, die geschichtliche „Formbestimmung“ der Arbeitskraft berücksichtigt werden. Die Arbeitskraft, die in den Agrargesellschaften zuvor in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle in den verschiedenen Rollen der teilweise leibeigenen oder hörigen Mägde und Knechte, also in Abhängigkeit von den Grundherren verausgabte wurde, wird mit dem Beginn der modernen kapitalistischen Gesellschaft selbst zur Ware. Diese Ware muss auf „Arbeitsmärkten“ gegen Lohn an diejenigen verkauft werden, welche über die verschiedenartigen Produktionsmittel und Produktionsbedingungen verfügen. Natürlich sieht die Struktur gesellschaftlicher Ungleichheit in der jeweiligen geschichtlichen Situation ganz entschieden

¹³ Eine subtile Auseinandersetzung mit dieser Problematik findet sich z.B. bei D. Wolf: Der dialektische Widerspruch im Kapital. Ein Beitrag zur Marxschen Werttheorie, Hamburg 2002.

komplexer aus als sie durch zusammenfassende Vokabeln wie „Grundherrschaft“, nun aber, mit Beginn der kapitalistischen Gesellschaft, als „Lohnarbeit und Kapital“ (heute heißt dass: „Arbeitgeber und Arbeitnehmer“) zu erfassen ist. Aber solche Gegenüberstellungen reichen aus, um die Kernstruktur der Produktionsverhältnisse ganzer Epochen auf einem äußerst hohen Niveau der Abstraktion idealtypisierend zusammenzufassen. Immerhin stimmen die oftmals in erbitterten gesinnungsethischen Auseinandersetzungen versuchten „Rekonstruktionen“ der Arbeitswerttheorie von Marx wenigstens in dem Punkt überein, dass diese Werttheorie nicht von der Rücksicht auf den Konflikt (Interessengegensatz) zwischen Lohnarbeit und Kapital abzulösen ist.¹⁴ An einige der damit zusammenhängenden historischen Besonderheiten sei – wenn auch nur ganz kurz – erinnert:¹⁵

(a) Die Arbeitskraft ist – wie gesagt – im Zuge der Entstehung des Kapitalismus zur Ware geworden und hat sich insofern aus den direkten Abhängigkeiten von den Grundherren gelöst. Sie wird „frei“ verkäuflich.

(b) Der gesellschaftliche Surplus nimmt die historische Erscheinungsform des spezifisch kapitalistischen *Profits* an. Als dessen Quelle wird unter den Rahmenbedingungen der Marxschen Arbeitswerttheorie der *Mehrwert* angesehen.

(c) „Surplus“ ist nicht gleich dem gesellschaftlichen Mehrprodukt überhaupt! Das *Mehrprodukt* als Teil des gesellschaftlichen Gesamtprodukts bedeutet einen *Ertragsüberschuss* über das Ergebnis einer vorhergehenden Wirtschaftsperiode (Nettosozialprodukt).

(d) Doch demgegenüber kennzeichnen den Surplus mindestens zwei Grundmerkmale, wenn man zur Veranschaulichung kontrafaktisch weiterhin nur von zwei sozialen Klassen ausgeht und mit weiteren Idealtypisierungen arbeitet:

(d1) Das gesellschaftliche Mehrprodukt wird ausschließlich von der Klasse der produktiven Arbeitskräfte hervorgebracht. Ein Teil des Gesamtprodukts muss von der arbeitenden Klasse A zum Erhalt ihres Lebens zu Eigen gemacht werden können. (Aneignung des Lebensnotwendigen auf dem jeweiligen kulturellen Niveau). Dieser Anteil stellt daher das Ergebnis der Verausgabung „notwendiger Arbeitszeit“ dar (Marx).

(d2) Die Klasse A produziert u.U. auch ein Mehrprodukt, das – wie etwa Infrastrukturmaßnahmen – aus „Gebrauchswerten für die Gemeinde“ (Marx) besteht. Heute entspricht dem z.B. der zur Verfügung

¹⁴ Zu den abrechnungshermeneutischen Aspekten der Diskussionen über die Arbeitswerttheorie von Marx braucht man – falls man wirklich nichts Besseres vor hat – sich z.B. nur die ritualisierten Reaktionen von Rechtgläubigen auf Deutungshypothesen der sog. „Neuen Marx-Lektüre“ z.B. von I. Elbe und M. Heinrich anzuschauen.

¹⁵ Vgl. J. Ritsert: Schlüsselprobleme der Gesellschaftstheorie. Individuum und Gesellschaft – Soziale Ungleichheit – Modernisierung, Wiesbaden 2009, S. 370 ff. Ausführlicher: Chr. Resch und H. Steinert: Kapitalismus, Münster 2009 und James Fulcher: Kapitalismus, Stuttgart 2007 und jüngst J. Vogl: Das Gespenst des Kapitals, Zürich 2010/2011.

stehende Betrag für Investitionen in die „Infrastruktur“. Aber die Klasse A verausgabt zugleich *Surplusarbeitszeit*. Diese entspricht demjenigen Teil der Gesamtarbeitszeit, welchen A aufwenden muss, um – über ihren Eigenbedarf und die Produktionszeit für Überschüsse für den Erhalt allgemeiner Lebensbedingungen hinaus – Produkte herzustellen und Dienste zu erbringen, welche von der Herrenklasse B aufgrund ihrer Machtposition *appropriiert* werden können. Dieser Anteil entspricht dem *Surplusprodukt*. Es setzt also bestimmte Produktionsverhältnisse (Klassenverhältnisse) voraus. Ich für meinen Teil halte jedenfalls an der These fest: Der Kampf um das Surplusprodukt bedeutet die Wurzel aller Klassenbildung in der gesamten Geschichte menschlicher und unmenschlicher Zivilisationen.

(e) Das historisch spezifische Produktionsverhältnis (Klassenverhältnis), das der Mehrwertentstehung zugrunde liegt, ist – wie gesagt – das Verhältnis von *Lohnarbeit und Kapital*. Ein Teil der Ergebnisse des Einsatzes der Arbeitskräfte wird „bestimmt durch die zur beständigen Reproduktion des Arbeiters selbst erheischte Arbeitszeit, aber seine Gesamtgröße wechselt mit der Länge oder Dauer der Mehrarbeit“ (MEW 23: 246). Da das Ergebnis der „freien“ Lohnarbeit eine Ware (und nicht z.B. eine Zeitspanne der Fronarbeit) darstellt, erfährt das darüber hinausgehende Surplusprodukt die historische Formbestimmung des *Mehrwertes*. Aufgrund ihrer Machtposition (insbesondere aufgrund ihrer Möglichkeiten, die Produktionsmittel zu kontrollieren) können die Kapitalherren den Mehrwert *appropriieren*. D.h.: Sie können den entscheidenden Gebrauchswert der Arbeitskraft, der darin besteht, Werte über die für ihre „beständige Reproduktion“ notwendige Zeitspanne hinaus schaffen zu können, gegen einen Lohn kaufen, der nur dem Anschein nach ein Äquivalent für die *Gesamtarbeitszeit* darstellt, welche die Klasse A verausgabt.¹⁶ Dabei stellt die Lage des Grenzgebietes zwischen notwendiger Arbeitszeit und Surplusarbeitszeit vor allem eine Funktion des historischen Standes der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen zwischen „Arbeitgebern und Arbeitnehmern“ dar.

(f) Arbeitsleistungen werden im Kapitalismus in erster Linie von Menschen vollbracht, die in privaten Haushalten leben und ihre Arbeitskraft in irgendwelchen „Betrieben“ (im weitesten Sinn des Wortes) und d.h.: an anderen Orten als dem Familienhaushalt (oikos) unter dem Kommando von „Führungskräften“ verausgaben.

(g) Die maßgebliche Zielsetzung der „Betriebsführung“ im Kapitalismus ist es, den Wert zu verwerten, also mehr aus dem vorgeschossenen (investierten) Geld zu machen. Es geht darum, einen Gewinn in seiner modernen Erscheinungsform als *Profit* zu erzielen. Marx fasst diese Grundorientierung in der einfachen Kreislaufformel $G - W - G'$ zusammen. „Dieses Inkrement oder den Über-

¹⁶ Vgl. M. Heinrich: Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung, Stuttgart 2005, S. 78 ff.

schuss über den ursprünglichen Wert (also $G - J.R.$) nenne ich – Mehrwert (surplus value). Der ursprünglich vorgeschossene Wert erhält sich daher nicht nur in der Zirkulation (im Kreislauf – J.R.), sondern in ihr verändert er seine Wertgröße, setzt einen Mehrwert zu oder verwertet sich. Und dieser verwandelt ihn in Kapital“ (MEW 23; 165).

(h) Dieses höchst einfache Modell erweitert Marx natürlich zu differenzierteren Figuren des Gesamtkreislaufes des Kapitals. Eine ausgefächerte Darstellung der Elementarformel des Gesamtkreislaufes des Kapitals findet sich z.B. im zweiten Band des >Kapital<. Sie reicht aus, um einen ersten Eindruck von dem zu liefern, was Marx „das Wertgesetz“ nennt. Darauf kommt es mir zentral an! Denn der Begriff „Wertgesetz“ stellt einen Ausdruck dar, den auch Adorno oftmals mit aller Selbstverständlichkeit verwendet.!

(i) Die Gesamtbewegung des Kapitals wird von Marx in Formeln wie $G - W[Ak+Pm] \dots P \dots W(W+w) - G(G + g)$ zusammengefasst. D.h.: Geld wird benutzt, um Waren, und zwar Arbeitskräfte (Ak) und Produktionsmittel (Pm), zu kaufen. Sie werden in Betrieben eingesetzt, die um Produktionssteigerung (+w) bemüht sind, um durch den Verkauf des erhöhten Ausstoßes an Gütern und Diensten auf Märkten mehr Geld (+g) herauszuschlagen, also den Mehrwert auf Märkten zu realisieren. Diesen – wenn alles glatt geht – Mehrertrag investieren die Betriebe wieder, um die Produktion weiter auszudehnen (Akkumulation). Glatt geht das natürlich nicht so einfach. Einer der vielen Möglichkeiten zur Entstehung einer ökonomischen Krise, die diesem Kreislauf gleichsam innewohnt, besteht darin, dass die gelingende Realisierung des Wertes und Mehrwertes auf „den Konkurrenzmärkten“ niemals garantiert ist – es sei denn, ein Betrieb hätte den Status eines unregulierten Monopolisten erreicht. (Internationale Konzerne als *Oligipole* mit einem Interesse an Konzernabsprachen stellen derzeit eher den Normalfall dar).

An dieser Stelle kann ich diesen knappen Überblick über einige Aspekte der Marxschen Arbeitswerttheorie schon abbrechen. Denn dort, wo Adorno terminologisch ausdrücklich auf das „Wertgesetz“ zurückgreift, fallen seien Äußerungen sehr viel pauschaler aus als meine Skizze. Die oben gemachten Angaben reichen daher völlig aus. Erwähnen möchte ich nur noch, dass ich unter der *ökonomischen Basis der kapitalistischen Gesellschaft* eben diesen materiellen Reproduktionsprozess des Kapitals ($G-G'$) verstehe. Ich setze ihn jedoch nicht mit dem gleich, was Marx das *gesellschaftliche Sein* nennt. Denn zu diesem gehört noch der sexuelle Reproduktionsprozess, also das Geschlechter- und Generationenverhältnis.¹⁷

¹⁷ Bei Marx und Engels findet sich dieser Schritt in der „Deutschen Ideologie“ vorgegeben: „Das dritte Verhältnis, was hier gleich von vornherein in die geschichtliche Entwicklung eintritt, ist das, dass die Menschen, die ihr eigenes Leben täglich neu machen, anfangen, andre Menschen zu machen, sich fortzupflanzen – das Verhältnis zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern, die *Familie*“ (MEW 3; 29; Herv. i. Org.).

Elemente der Nutzentheorie des Wertes.

Adorno hat sich mit der neo-klassischen Nationalökonomie – wenn überhaupt – allenfalls am alleräußersten Rand beschäftigt. Er verfügt in diesem Bereich über so gut wie keine fachökonomischen Kenntnisse und hat bestimmt auch nicht die geringste Motivation verspürt, sich mit diesem Thema intensiv auseinander zu setzen. Das ist die eine Seite. Die andere Seite offenbart sich mit der Tatsache, dass er sich gleichwohl implizit und explizit immer wieder mit der sozialphilosophischen Tradition des *Utilitarismus* auseinandergesetzt hat, die – in neuzeitlichen Variationen – der neoklassischen Wirtschaftslehre zugrunde liegt. Im Verlauf der Geistesgeschichte nicht nur des Abendlandes sind ja zahlreiche Spielarten einer praktischen Philosophie aufgetaucht, welche „den Nutzen“ (*utilitas*) zum Prinzip allen moralischen Denkens und Handelns erheben, Sie lassen sich trotz all ihrer Heterogenität und Veränderlichkeit unter der Überschrift „Utilitarismus“ versammeln. Die Tradition des Utilitarismus als Philosophie des menschlichen Glücks und/oder der Zweckgerechtigkeit von Dingen und Handlungen reicht bis in die Antike zurück. Doch heutzutage wird unter „Utilitarismus“ vorwiegend eine Wirtschafts- und Moralphilosophie verstanden, die mit der Entstehung der modernen bürgerlichen Gesellschaft einen nachhaltigen Einfluss insbesondere auf die Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik der westlichen Industriestaaten gewonnen hat. Der moderne Utilitarismus weist im Vergleich mit dem klassischen Hedonismus bzw. Eudämonismus einige Unterschiede, aber auch deutliche Übereinstimmungen auf. *Hedone* versteht sich als „Freude“ oder „Lust“, *Eudaimonia* bedeutet ebenfalls so viel wie „Glückseligkeit“.¹⁸ „Glück“ oder „Glückseligkeit“ wiederum erläutert Kant als Inbegriff der Befriedigung unserer „Neigungen“ (GMS 32). Für die enge Verbindung zwischen der klassischen Philosophie des Glücks und der modernen utilitaristischen Wirtschaftslehre in der bürgerlichen Warentauschgesellschaft haben zu Beginn der Entwicklung der Industriegesellschaft in England vor allem Moralphilosophen wie Jeremy Bentham (1748-1832), Thomas Robert Malthus (1766-1834), James Mill (1773-1836), Vater des noch einflussreicheren John Stuart Mill (1806-1873) die entscheidenden Anstöße geliefert. Sie verleihen dem klassischen Utilitarismus in der *Ethik* gleichzeitig eine veränderte, zu Tendenzen der sich durchsetzenden kapitalistischen Marktgesellschaft mit ihrer „ungeheuren Warensammlung“ (Marx) passende Form. Einflüsse dieser Denkweise machen sich noch heute in einer Reihe von Grundauffassungen der neo-klassischen Nationalökonomie bemerkbar: Jeremy Bentham hat die Bestimmung der Wohlfahrt einer Gesellschaft als Summe der darin erzielten einzelnen Nutzenquanta der Individuen vorgeschlagen. Nach seiner Auffassung ist die allgemeine Wohlfahrt einer Gesellschaft somit dann gewährleistet, wenn das Glück, d.h.: die Summe

¹⁸ Buchstabengetreu gelesen liest sich „Eudämonia“ so, dass man von einem guten Dämon besessen und nicht von allen guten Geistern verlassen ist.

aller Nutzengrößen der Einzelnen durch keine Produktionsanstrengungen, Verteilungsregeln und Verteilungsmaßnahmen noch weiter gesteigert werden kann. Dann ist ein Optimum der gesellschaftlichen Wohlfahrt erreicht. „Der Utilitarismus verleiht der Glückseligkeit die alleinige Bedeutsamkeit für die Einschätzung der menschlichen Wohlfahrt und des Fortschritts. Sie dient daher als Basis für die soziale Bewertung und Durchführung öffentlicher und politischer Maßnahmen.“¹⁹ Was bei Kant „Neigung“ heißt, nennen die neo-klassischen Wirtschaftstheoretiker „Präferenz“. In letzter Instanz stehen für die in der Gegenwart vorherrschende Wirtschaftstheorie unsere jeweiligen Vorlieben und Abneigungen hinter jeder Nachfrage auf Märkten sowie hinter jeder zweckrationalen Auswahl aus Alternativen. Der subjektive Nutzen macht also die Substanz einer jeden erkennbaren Präferenz aus. Aber selbst das ist kein unvergleichlich neuzeitlicher, lupenrein bürgerlicher Gedanke. Denn ursprünglich wird in jeder „klassischen utilitaristischen Ethik ... >>Nutzen<< einfach als Glück, Lust oder als irgendeine Art der Wunscherfüllung definiert.“²⁰ Es gibt jedoch ein für diese gutbürgerliche Denkweise charakteristisches Motiv, womit sich Adorno immer wieder ausdrücklich auseinandersetzt. Es stellt ebenfalls die variierte Erscheinungsform einer Problematik dar, welche die gesamte Geschichte der Philosophie durchzieht: der (bei ihm auf gesellschaftstheoretische Fragestellungen) bezogene *Universalienstreit*. Der ethische und/oder nationalökonomische Utilitarismus der Neuzeit basiert fast durchweg auf einer „methodisch-individualistischen“ Sozialontologie. D.h.: Für die meisten Utilitaristen gilt die Parole: „Alle sozialen Phänomene müssen in Kategorien dessen klar gemacht werden, was Individuen denken, wählen und tun.“²¹ Dieser Standpunkt kann als der des „Sozialnominalismus“ bezeichnet werden. Dem steht der „Sozialrealismus“ gegenüber. Diesen vertritt Adorno – allerdings in einer dialektischen Variante.²² Der Sozialrealismus geht *nicht* davon aus, dass nur das gesellschaftliche Ganze existiert und die Individuen gleichsam sein bedingtes Anhängsel sind, sondern nach dieser Auffassung stellen soziale Gebilde (wie Institutionen, Organisationen, soziale Prozesse und letztlich die gesellschaftliche Totalität) zwar das Resultat der Theorie und Praxis zahlloser Individuen (nicht irgendeines Weltgeistes oder eines anderen Kollektivsubjektes!) dar, sind jedoch zugleich auf eigenständige („emergente“) Weise wirklich und wirksam. Einen weiteren nachhaltigen Streitpunkt bedeutet der immanente *Konsequentialismus* der utilitaristischen Ethik und Wirtschaftsphilosophie. „Konsequentialismus“ bedeutet: „Handlungen werden nur nach ihren Folgen beurteilt. Die Handlungen selber haben keinen moralischen Wert.“²³ Die Kritik an dieser Voraussetzung gehört zu Max Horkheimers Kritik der instrumentellen Vernunft. Denn die von ihm

¹⁹ Vgl. A. Sen: *The Idea of Justice*, London 2009, S. 272.

²⁰ A. Sen: *Ökonomie für den Menschen. Wege zu Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft*, München 2002, S. 86.

²¹ Zitat bei A. Sen: *The Idea of Justice*, a.a.O.; S. 244.

²² Vgl. Dazu J. Ritsert: *Moderne Dialektik und die Dialektik der Moderne*, Münster 2011, S. 67 ff.

²³ A. K. Dixit/B. J. Nalebuff: *Spieltheorie für Einsteiger. Strategisches Know-How für Gewinner*, Stuttgart 1995, S. 61.

„subjektive Vernunft“ genannten Erscheinungsformen strategisch-kalkulatorischer sowie rein nutzenorientierter Rationalität besteht in ihrer zur „instrumentellen Vernunft“ verkehrten Erscheinungsform u.a. darin, dass die Ziele des erfolgsorientierten Handelns (die Präferenzen) „mehr oder minder hingenommen werden“ und die Frage für unbeantwortbar gehalten wird, „ob die Ziele als solche vernünftig sind.“²⁴ Utilitaristen könnten auf die Vorwürfe wohl antworten: Das stimmt nicht ganz! Wir können uns sehr wohl Gedanken über den Vernunftstatus von Zielen und Zwecken, einschließlich der „Neigungen“, die hinter ihnen stehen, machen. Nur: Das Prädikat „vernünftig“ ist nicht so zu lesen, dass oder ob etwas sittlich geboten ist oder nicht, die Frage lautet vielmehr: Optimiert eine Praxis den Nutzen des Individuums (möglichst vieler Individuen) bzw. ist sie – gemessen an den vorausgesetzten Zielsetzungen – auf zufrieden stellende Weise effizient? Neigungen, die keine Aussichten auf Umsetzung in eine erfolgreiche Strategie haben, werden sehr wohl als „unvernünftig“ bewertet. Für den Utilitarismus der herrschenden Wirtschaftslehre und liberalistische Wirtschaftspolitik ist dementsprechend die Ansicht charakteristisch, dass letztlich nicht irgendwelche die Menschheit universell verpflichtende Moralprinzipien über den Vernunftstatus einzelner und kollektiver Maßnahmen entscheiden, sondern Effizienzkriterien, die von der modernen Macht des Schicksals: von „den Märkten“ bzw. „der Konkurrenz“ reguliert werden. Nicht nur, dass diese anonymen Mächte z.B. wie ein aufgeregtes Wesen „beruhigt“ werden müssen, auch sprachlich werden sie geradezu zum Fetisch erhoben. Dementsprechend stellen sich einige Kritiker gegenwärtiger Verhältnisse die gute Frage, wie es dazu gekommen ist, „dass die Sprache des Marktes dahin gelangt ist, jeden Aspekt des menschlichen Lebens zu durchdringen.“²⁵ Die anthropologischen Prämissen dieses zeitgemäßen Denkstiles erwecken den Eindruck, als seien alle Menschen immer schon nüchtern kalkulierende Betriebswirte gewesen. Diesen Eindruck fasst auch A. Sen kritisch so zusammen: „Die Annahme ‚rationalen Verhaltens‘“, sprich: rein zweckrationalen Verhaltens, „spielt eine herausragende Rolle in der modernen Wirtschaftslehre. Man nimmt von den menschlichen Wesen an, sie verhielten sich rational ... Die kühlen rationalen Typen mögen unsere (nationalökonomischen – J.R.) Lehrbücher füllen, die Wirklichkeit ist jedoch reichhaltiger“²⁶ als es uns vor allem die Theorien rationaler Wahlhandlungen (rational choice theory) bzw. Spiel- und Entscheidungstheorien (games theory; decision theory), welche die neoklassische Mikroökonomie beherrschen, vorkommen lassen.²⁷

Fazit: Während bei der Arbeitswertlehre die tatsächliche Verausgabung von menschlicher Arbeitskraft in der Zeit die Grundbestimmung aller Ausdifferenzierungen und hartnäckigen „Puzzles“ der politischen Ökonomie darstellt, kann

²⁴ M. Horkheimer: Zur Kritik der instrumentellen Vernunft, Frankfurt/M 1974, S. 15.

²⁵ D. Graeber: Debt. The First 5000 Years, New York 2011, S. 89.

²⁶ A. Sen: On Ethics and Economics, London 1987, S. 10 f.

²⁷ „Spieltheorie“ deswegen, weil Spiele wie Schach, die Zug um Zug in Richtung auf „Gewinnen“ im Sinne der Erreichung eines Zielzustandes anstatt des Konkurrenten das große Vorbild lieferten.

man die Kernvorstellungen der subjektiven Werttheorie als „das Nutzenprinzip“ bezeichnen. Es wird von verschiedenen Vertretern dieser Denkweise auf eine Art und Weise zustimmend oder kritisch zusammengefasst, denen man die Herkunft aus der klassischen Definition des Nützlichkeitsprinzips durch John Stuart Mill weiterhin anmerkt. Bei Mill heißt es: „Die Lehre, welche das Prinzip der Nützlichkeit oder der größten Glückseligkeit annimmt, geht davon aus, dass Handlungen in dem Grade rechtens sind, wie sie auf die Förderung der Glückseligkeit zielen, und nicht rechtens, wenn sie dazu tendieren, das Gegenteil der Glückseligkeit hervorzurufen. Unter Glückseligkeit wird die Lust (Vergnügen; happiness – J.R.) unter dem Unglücksein das Leid und die Abwesenheit von Glückseligkeit verstanden.“²⁸ Zustimmende oder kritische Stimmen aus der Gegenwart hören sich auch nicht so viel anders an:

Gary S. Becker: „Alles menschliche Verhalten kann so betrachtet werden, dass es von Teilnehmern getragen wird, die (a) ihren Nutzen maximieren, (b) eine stabile Menge von Präferenzen formieren und (c) einen optimalen Betrag von Informationen und anderen Eingaben auf einer Vielfalt von Märkten anhäufen.“²⁹

Amartya Sen liefert eine ähnliche Beschreibung: „Der utilitaristische Grundsatz beispielsweise beruht letztlich nur auf dem Nutzen, und selbst wenn über die Frage der Anreize instrumentelle Erwägungen ins Spiel kommen, bleibt im Grunde die Nutzeninformation die einzige Grundlage für die Bewertung von Zuständen oder die Einschätzung von Handlungen oder Regeln. Im klassischen Utilitarismus, vor allem in der von Bentham vertretenen Version, wird Nutzen als Lust, Glück oder Zufriedenheit definiert und alles wird am Erreichen dieses psychischen Zustandes gemessen.“³⁰ „Die utilitaristische Formel verlangt die Maximierung der Summe aller Nutzengrößen aller Menschen *zusammen genommen* ...“³¹ „Was genau sind die Erfordernisse rationaler Wahl? Eine Antwort, die in der Ökonomie und darüber hinaus jüngst in Politik und Recht Popularität gewonnen hat, lautet, dass Menschen dann und nur dann rational wählen, wenn sie auf eine intelligente Weise ihr Selbstinteresse verfolgen und sonst nichts.“³²

H. Simon schließlich, der als Vertreter der Spiel- und Entscheidungstheorie dennoch Kritik an einer Reihe ihrer Prämissen übt, schlägt folgende Zusammenfassung vor „Die Theorie geht davon aus, dass jemand, der vor einer Entscheidung steht, mit umfassenden Überblick alles, was vor ihm liegt, bedenkt. Er hat die ganze Skala der verschiedenen Möglichkeiten, die ihm offenstehen vor Augen,

²⁸ J. St. Mill: *On Liberty and Other Essays*, Oxford 2008 (3. Aufl.), S. 137

²⁹ Gary S. Becker: *The Economic Approach to Human Behavior*, Chicago 1976, S. 14. Vgl. auch A. Sen: *The Idea of Justice*, Chicago 2009, S. 174 ff. G. S. Becker ist einer der „Chicago Boys“. Er hat der Marktrhetorik, der Ausdehnung des Marktjargons, der Ausdehnung der Kosten-Nutzen-Perspektive auf alle möglichen und unmöglichen Bereiche des menschlichen Lebens entscheidenden Auftrieb gegeben.

³⁰ A. Sen: *Ökonomie für den Menschen*, a.a.O.; S. 75 f.

³¹ A. Sen: *Inequality Reexamined*, Harvard 1992, S. 13 (Herv. i. Org.).

³² A. Sen: *The Idea of Justice*, a.a.O.; S. 179.

nicht nur für diesen Moment, sondern für alle Zukunft. Er ist sich im Klaren über die Folgen jeder dieser möglichen Entscheidungsstrategien, zumindest soweit, dass er den zukünftigen Zuständen der Welt eine gemeinsame Wahrscheinlichkeitsverteilung zuweisen kann. Er hat alle seine widersprüchlichen Teilwerte miteinander in Einklang gebracht und ausbalanciert und sie zu einer einzigen Nutzenfunktion verschmolzen, die alle diese zukünftigen Zustände der Welt nach seiner Präferenz ordnet.“³³

Diese groben Umrisse müssen ausreichen, um einige Vorschläge zur Interpretation dessen machen zu können, was Adorno gemeint haben könnte, wenn er z.B. in seiner „Ästhetischen Theorie“ knapp und entschieden sagt: „Eine befreite Gesellschaft wäre jenseits der Irrationalität ihrer faux frais und jenseits der Zweck-Mittel-Rationalität des Nutzens“ (ÄT 338). Vielleicht lässt sich auch andeuten, wie und wo er sich in der Streitzone zwischen objektiver und subjektiver Werttheorie bewegt.

³³ H. A. Simon: Homo Rationalis. Die Vernunft im menschlichen Leben, Frankfurt/M 1993, S. 23.

Abschnitt 3

„Der Tausch“, die Arbeitswertlehre und das Marxsche Wertgesetz bei Theodor W. Adorno.

„Was die Rezeption der Marxschen Schriften betrifft, verhielt sich Adorno tatsächlich stets orthodox ...“ (AKPÖ 395).

D. Braunstein hat, was die Rezeption der Marxschen Arbeitswerttheorie durch Adorno angeht, völlig recht, wenn er ihm eine orthodoxe Haltung gegenüber dieser Lehre nachsagt. Adorno greift darauf in der Tat oftmals wie auf die reine Selbstverständlichkeit zurück. Und es stimmt gewiss auch, dass er zwar in einer Reihe anderer Hinsichten entschieden über Marxsche Auffassungen hinausgeht – so zum Beispiel hinsichtlich orthodox marxistischer Einschätzungen der geschichtlichen Rolle des Proletariats im 20. Jh. (vgl. AKPÖ 161 ff.) –, aber ansonsten „sehr häufig hinter dessen (Marxens ökonomischer – J.R.) Sachkenntnis zurückbleibt“ (AKPÖ 11). Insbesondere eine äußerst erläuterungsbedürftige, gleichwohl seine gesamte Gesellschaftstheorie prägende Annahme steht in einem schwierigen Verhältnis zur Kritik der politischen Ökonomie von Marx. Es handelt sich um Adornos zentrale These, *der Tausch* stelle das konstitutive Prinzip menschlicher Vergesellschaftung im Allgemeinen und des Kapitalismus im Besonderen dar. Eine der kürzesten und entschlossensten Formulierungen dieser Annahme, findet sich in der Mitschrift, die H.G. Backhaus im Sommersemester 1962 in einem Seminar Adornos über Grundbegriffe der soziologischen Theorie angefertigt hat.³⁴ Sie lautet: „Der Tausch ist nach wie vor Schlüssel zur Gesellschaft.“³⁵ Viele Textstellen deuten nach meinem Eindruck darauf hin, dass Adorno „den Tausch“ bzw. „das Tauschprinzip“ sein Leben lang nicht nur als *ein*, sondern als *das* Aufbauprinzip (Konstitutionsprinzip) der Gesellschaft, und dabei nicht nur der kapitalistischen angesehen hat. So beharrt er z.B. in einem anderen Seminar, dessen Protokolle D. Braunstein ausgewertet hat, trotz einiger Einwände Max Horkheimers darauf, die „einzige Invariante, die für die ganze Vorgeschichte gelte, sei die Tauschkategorie“ (AKPÖ 276). Das hört sich ein Stück weit wie bei Georg Simmel an, wenn dieser in seiner „Philosophie des Geldes“ davon ausgeht, jede Form der wechselseitigen Beziehung zwischen Menschen sei „als ein Tausch zu betrachten: jede Unterhaltung, jede Liebe (auch wenn sie mit andersartigen Gefühlen erwidert wird), jedes Spiel, jedes

³⁴ H. G. Backhaus: Dialektik der Wertform. Untersuchungen zur marxschen Ökonomiekritik, Freiburg 1997, S. 501 ff. (Mit).

³⁵ A.a.O.; S. 507.

Sich anblicken.³⁶ Legt man den Tauschbegriff derart umfassend aus, dann bezeichnet er nichts mehr und nichts weniger als die aufgrund ihrer Trivialität absolut zutreffende Einsicht, dass es gar mannigfaltige Wechselbeziehungen zwischen Menschen gegeben hat, gibt und notwendigerweise geben muss.

(a) Der Tausch versteht sich auf diesem Abstraktionsniveau mithin als *Interaktion zwischen Menschen überhaupt*. Bekanntlich haben selbst Eremiten und Säulenheilige einen Sozialisationsprozess hinter sich.

(b) Ein erster Schritt zur etwas konkreteren Auffassungen vom „Tausch“ führt zum *Geben und Nehmen* überhaupt. Es geht um die *Gabe* als eine spezifische Erscheinungsform des Austauschs. Üblich ist es, in diesem Fall auch von *Reziprozität* zu sprechen. Die Studie von Marcel Mauss (1872-1950) über: „Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften“ (Frankfurt/M; 1968) stellt zweifellos eine der einflussreichsten ethnologischen Untersuchungen zu diesem Thema dar. Reziprozität als besondere Erscheinungsform des Tauschens im Allgemeinen ist komplexer als es auf Anhieb klingt. Dabei werden natürlich oftmals handfeste Gegenstände überreicht. Aber es gibt auch immaterielle Gaben. Jemand schenkt z.B. jemand anderem Aufmerksamkeit oder Zuneigung. Eine *Gabe* bedeutet somit nur, dass irgendein Objekt an jemanden anderen übergeben, an ihn (wie etwa eine Geste) adressiert oder – wie Gefühle – ihm entgegengebracht wird. Die Struktur der Interaktion als allgemeines Geben und Nehmen lässt sich in einem Spektrum zwischen zwei Extrempunkten abtragen: Am einen Ende steht die *reine Selbstlosigkeit*. Jemand macht z.B. ein Geschenk, ohne auch nur die geringste Gegenleistung zu erwarten. Adloff und Mau referieren eine Studie von Titmuss über Blutspender: „Der Blutspender kennt den Empfänger nicht, es gibt weder eine materielle Belohnung für die Spende noch eine Strafe, wenn man sie unterlässt; es gibt keine vorhersehbare Spende in der Zukunft; und man wünscht sich die Notwendigkeit einer solchen nicht einmal.“³⁷ Es handelt sich gleichsam um lupenreinen Altruismus. Am anderen Ende stehen Formen völlig asymmetrischer Reziprozität, wie sie z.B. P. M. Blau untersucht hat:³⁸ Eine Person oder Gruppe ist aufgrund ihrer Verfügung über eine Machtstellung und den damit verbundenen Macht- und Gewaltmittel, in der Lage, andere zu einer Leistung zwingen, für die keine auch nur annähernd gleichwertige Gegenleistung erbracht wird. Es handelt sich also um eine Form asymmetrischer Reziprozität, die im Anschluss an die Parabel von Herr und Knecht bei Hegel als „asymmetrische Anerkennung“ bezeichnet werden könnte. Es gibt natürlich auch jede Menge Grenzfälle, bei denen man in dieser Beziehung gar nichts zurück erhält, zum Beispiel beraubt wird.

(c) Sicherlich überwiegen in der gesellschaftlichen Wirklichkeit die Fälle, in denen es tatsächlich ein Geben *und* Nehmen stattfindet. Von daher kann man Re-

³⁶ G. Simmel: Philosophie des Geldes, Frankfurt/M 1989, S. 59. Simmel geht allerdings von Kausalbeziehungen, von „Wechselwirkungen“ als den grundlegenden Relationstyp zwischen Menschen aus. Tausch ist gleich Wechselwirkung zwischen Menschen? Zitiert als **PdG**.

³⁷ F. Adloff, St. Mau (Hg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität, Frankfurt/M 2005, S. 25.

³⁸ Vgl. a.a.O.; S. 28 f.

ziprozität tatsächlich als „Logik des Gebens, Nehmens und Erwiderns“ analysieren.³⁹ Gegeben, genommen und erwidert werden kann jedoch alles Mögliche. Aber wie das im historischen Fall auch konkret aussehen mag, Reziprozität wird oftmals in der ethnologischen und/oder soziologischen Literatur als das Konstitutionsprinzip zumindest früher Gruppierungen der Menschheit, gleichsam als ihr *principium synthesis* angesehen. „Geben, Nehmen und Erwidern sind die Basisaktivitäten, durch die sich archaische Gesellschaften sozial wie kulturell reproduzieren.“⁴⁰ Das hat sich nach Ansicht zahlreicher Theoretiker der Gegenwartsgesellschaften einschneidend geändert: In den komplexen Gesellschaften der Moderne sorgen allgemeine Kulturwertideen des Überbaus, generalisierte Medien wie das Geld sowie „objektive“ (überindividuelle) soziale Prozesse (manche sagen auch: „Mechanismen“) für die (fragile) soziale Integration des ausdifferenzierten gesellschaftlichen Ganzen. Doch, dass historisch spezifische Formen der Reziprozität in der Sphäre des alltäglichen Denkens und Handelns der Individuen auch heute noch eine wichtige Rolle spielen, dürfte man ebenfalls zu den Binsenweisheiten rechnen.

(d) Die bindende Kraft der Gabe wird oftmals in *deontischen* Kategorien einer wechselseitigen Verpflichtung zu Leistung und Gegenleistung beschrieben. Bei der Gabe erwartet man – ähnlich wie bei einem Versprechen – normativ eine Gegengabe. Durch den *Gabentausch* entsteht dann ein „Verpflichtungs- und Schuldverhältnis.“⁴¹ Dieses stellt in der Tat eine Art sozialen Kitt, ein Medium der gesellschaftlichen Integration dar. Über den besonderen Charakter der Verpflichtung können die Meinungen dennoch weit auseinander gehen. Auf der einen Seite wird eine Haltung angenommen, welche den Empfänger zu seiner Gegenleistung *moralisch* verpflichtet. Auf der anderen Seite wird davon ausgegangen, der Geber verleihe sich eher auf Normkonformität aufgrund von Sanktionsdrohungen beim Regelverstoß seines Tauschpartners.

Zwischenbemerkung:

An dieser Stelle möchte ich auf drei elementare Typen der Einschätzung der sozialen Rolle von Gaben hinweisen:

- *Als Funktion der Gabe wird die Hervorbringung und Aufrechterhaltung von sozialer Integration angesehen (funktionalistische Betrachtungsweise).* In der funktionalistischen Perspektive wird z.B. das Vertrauen auf eine Gegenleistung für die eigene Leistung als ein Mechanismus interpretiert, der das niemals auszuschließende Risiko der mangelnden Abgeltung eigener Vorleistungen absenkt.⁴²
- *Reziprozität setzt moralische Bindungen und die Einhaltung von eingegangenen Verpflichtungen bei den einzelnen Akteuren voraus (deontische Betrachtungsweise).* Wie bei einem ihm gegebenen Versprechen geht der Leistungserbringer bei seinem Geben davon aus, dass für den Empfänger eine mehr als taktische, nämlich eine

³⁹ F. Adloff/Steffen Mau: Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität, Frankfurt/New York 2005, S. 9. Dto. A. Caillé: Anthropologie der Gabe, Frankfurt/New York 2008.

⁴⁰ A.a.O.; S. 12 f.

⁴¹ A.a.O.; S. 13.

⁴² Vgl. a.a.O.; S. 32.

moralische Verpflichtung zu einer Gegenleistung besteht. Insofern steht der Empfänger in der Schuld. Der Adressat ist dem anderen etwas schuldig. Es gibt allerdings auch Leistungen, wobei überhaupt keine Gegenleistung erwartet wird (reiner Altruismus).

- *Reziprozität ist eine Funktion des Nutzens, den ein gemeinsames Vorgehen für den Einzelnen stiften kann und/oder der Sanktionen, die er bei der Verletzung eingegangener Verpflichtungen zu gewärtigen hat (utilitaristische Betrachtungsweise).* Es gibt eine Fülle verschiedenartiger Ansätze der Sozialpsychologie und Soziologie, wobei „sozialer Austausch als beidseitig vorteilhafter Prozess verstanden werden muss.“⁴³ Die Akteure kalkulieren gewissermaßen den möglichen Kooperationsgewinn und/oder die Kosten, die eine Abweichung von sanktionsbewehrten Erwartungen erzeugen kann. Gelegentlich rechnen sie sich auch aus, ob sie als Trittbrettfahrer durchkommen (free rider problem). In diesem Umfeld begegnen wir auch dem allseits beliebten *homo oeconomicus*. „Rationale und eigennützige Entscheidungen, wie sie vom *Homo Oeconomicus*-Modell unterstützt werden, sind dadurch gekennzeichnet, dass Menschen im Hinblick auf erwartete Folgen handeln und bestrebt sind, ihren materiellen Nutzen zu maximieren.“⁴⁴

(e) Mit der utilitaristischen Perspektive erreichen wir also endlich die Ebene des spezifisch *ökonomischen Tauschbegriffs*. Damit geht es um den Austausch von Gütern und Diensten, die von Individuen und Gruppen zum Zwecke ihrer Lebensführung begehrt und weder direkt vorfindlich sind, noch (es sei denn zu schwer erträglichen Kosten) vom Einzelnen selbst hergestellt oder erbracht werden können. Und wir stoßen zugleich auf eine für die derzeit herrschende Wirtschaftslehre charakteristische Fiktion bei ihrer Modellbildung, deren pragmatische Brauchbarkeit für Erklärungszwecke inzwischen immer mehr und mehr in Frage gestellt wird. Gemeint ist die idealtypisierte Vorstellung eines unmittelbaren Warentauschs (*barter*), der angeblich den Startpunkt zur Erfindung des Geldes in der Geschichte der Menschheit bildet. Bei Milton Friedman, einem der sog. „Chicago Boys“, die als Vordenker der neo-liberalen Wirtschaftspolitik gelten, gibt es eine einfache und klare Beschreibung der theoretischen Fiktion eines ursprünglichen Tausches von Ware gegen Ware (einfacher Warentausch): „Und da die Spezialisierung der Funktion und der Arbeitsteilung nicht sehr weit vorangekommen wären, wenn wir bei dem Tausch Ware gegen Ware stehengeblieben wären, wurde konsequenterweise das Geld als ein Mittel eingeführt, die Tauschvorgänge zu vereinfachen und die beiden Akte, Kauf und Verkauf, in zwei getrennten Vorgängen durchzuführen.“⁴⁵ Das muss man zunächst einmal als eine *rein kontrafaktische* Annahme lesen. Denn es gibt keine einzige ethnologische Studie, die ernsthaft belegen könnte, dass es ganz am Anfang *tatsächlich* bei irgendwelchen Naturvölkern auch nur annähernd so zugegangen wäre. Zwar können sich kontrafaktische, also an sich völlig unzutreffende Aussagen durchaus als für Einsicht in tatsächliche Gegebenheiten geeignet erweisen.⁴⁶

⁴³ A.a.O.; S. 26.

⁴⁴ A.a.O.; S. 34.

⁴⁵ M. Friedman: Kapitalismus und Freiheit, Stuttgart 1971, S. 35.

⁴⁶ D. Graeber zitiert die anthropologischen Studien von Caroline Humphrey, die zeigten, dass es „kein Beispiel für eine reine und einfache Warentauschökonomie jemals beschrieben wurde, von dem (angeblich – J.R.) daraus

Aber gerade was die geldtheoretischen Implikationen dieser „Phantasiewelt des einfachen Warentauschs“ (Graeber) angeht, wird ihr inzwischen mehr und mehr auch eine jede theoretische Brauchbarkeit abgesprochen. Der Anthropologe David Graeber verweist stattdessen darauf, dass Kreditbeziehungen historisch der Erfindung des Geldes um Jahrtausende vorhergingen. Dementsprechend liegen die Wurzeln des Geldwesens in dem Versprechen, eine Gegenleistung für eine Leistung zu erbringen, mithin ein Schuldverhältnis zu bereinigen. „In diesem Sinne stellt der Wert einer Währungseinheit nicht das Maß des Wertes eines Objektes dar, sondern bedeutet das Maß des Vertrauens in andere menschliche Wesen dar.“⁴⁷ Schuldbeziehungen als sozioökonomische Relationen, bei denen man etwas in einem Zeitabstand zurückgeben muss, weil eine Vorleistung erfolgte, hängen also unmittelbar mit dem „Tausch“ als Reziprozität zusammen und das heißt, sie sind nicht unabhängig von den *sozialen* Beziehungen zu betrachten, worin sie eingebettet sind. So ist es oftmals so gewesen, dass es die Gabe eines Gegenstandes gibt, nicht um einen anderen Gegenstand dafür zu erwerben, sondern um soziale Beziehungen zwischen Menschen neu zu arrangieren – etwa, um einen Streit zu schlichten.⁴⁸ „In den meisten menschlichen Ökonomien wird Geld zuerst und vorwiegend dazu benutzt, um Heiraten zu arrangieren.“⁴⁹

(f) Erst auf diesem sozialgeschichtlichen Hintergrund lässt sich der spezifisch *ökonomische Austausch* auf den Märkten der Zivilisationen angemessener einschätzen. Der institutionelle Kontext, in dem sich „der Tausch“ nun abspielt, setzt zumindest Orte voraus, wo sich das Angebot und die Nachfrage nach Gütern und Diensten treffen („Märkte“) können, dazu letztendlich Geld, Transportwege und -mittel, nicht zuletzt auch bestimmte Normen, Regeln und Kriterien, die die den Tauschverkehr regulieren sollen. Ob nun – wie es heute vorwiegend der Fall ist – formelle Kaufverträge abgeschlossen werden oder nicht, es bedarf dennoch weiterhin der Reziprozität im Sinne des *Vertrauens*. Im Falle von Verträgen spricht man ja weiterhin von „Vertragstreue“. Für Utilitaristen stellt allerdings auch sie eine Funktion von Vorteilsabwägungen und bestehenden Sanktionsdrohungen, für Deontiker hingegen eine moralische Verpflichtung dar.

(g) Damit verschärft sich aber auch das Problem der angemessenen Abgeltung von Gaben und Rückgaben in ihrer Form als Kauf und Verkauf von Waren (W-G-W) zugleich das Problem des Maßes für ein „angemessenes“ Verhältnisses zwischen den ausgetauschten Gütern und/oder Diensten. Wie kommt dieses Maß überhaupt zustande? Hier scheiden sich nicht nur die Geister, hier gehen sie oftmals auch mit Begeisterung aufeinander los. Wie steht Adorno zu all diesen Problemen?

erwachsenen Geld ganz abgesehen; die gesamte verfügbare Ethnographie legt die Einsicht nahe, dass es so etwas nie gegeben hat“. G. Graeber: *Debt. The First 5000 Years*, New York 2011, S. 29.

⁴⁷ A.a.O.; S. 47.

⁴⁸ Vgl. a.a.O.; S. 60.

⁴⁹ A.a.O.; S. 131.

Auch wenn eine allseits zustimmungsfähige Auskunft über die genauen Inhalte und Zusammenhänge des für die kritische Gesellschaftstheorie Adornos zweifellos zentralen Tauschbegriffs wenig wahrscheinlich ist, lassen sich auf dem Hintergrund der zuvor erwähnten Stichpunkte schon einige begründete Hypothesen über den recht verschiedenartigen Gebrauch vorschlagen, den er in seinem Werk von dieser Kategorie macht: „Den Tausch“ oder „das Tauschprinzip“ hat Adorno zweifellos als ein, wenn nicht das entscheidende Prinzip menschlicher Vergesellschaftung überhaupt angesehen. Eindeutigen Sinn macht diese Ansicht natürlich dann, wenn damit Austauschakte auf der allgemeinsten Ebene von Interaktion überhaupt oder – etwas spezifischer – ganz allgemein des Gebens und Nehmens (Reziprozität) gemeint sind. Für Adornos Argumentation auf dem Niveau universalgeschichtlicher Betrachtungen besonders kennzeichnend ist jedoch der normative Doppelcharakter, den er hierbei dem Tauschbegriff zumisst. Auf der einen Seite bezeichnet er den sich aus zahllosen Akten des Produzierens, Gebens und Nehmens zusammensetzenden gesellschaftlichen Prozess als „Tauschgesetzlichkeit“ (wie er an anderer Stelle auch sagt – vgl. ELS 14), durch die sich das Leben der einzelnen Menschen wie immer auch friktionsreich in der Geschichte reproduziert. Er kennzeichnet damit eine materielle Lebensbedingung überhaupt („materieller Reproduktionsprozess“). Auf genau der negativen anderen Seite heißt es: Das „Gesetz, nach dem die Fatalität der Menschheit abrollt, ist das des Tausches“ (Soz 209). Damit wird „dem Tausch“ in universalgeschichtlicher Perspektive ein *grundsätzlich destruktives* Potential nachgesagt. Nach meinem Eindruck hängt diese Doppelwertigkeit maßgeblich mit Adornos Beurteilung des *Äquivalententauschs* zusammen: Man muss kein Utilitarist sein, um einzusehen, dass kein Mensch so richtig damit einverstanden wäre, wenn ihm aus irgendwelchen Aktionen und Transaktionen ein dauerhafter Nachteil entstünde. (Von den zweifellos wichtigen Fällen einer Leistung ohne Gegenleistungen wie beim reinen Geschenk oder bei vollkommener Selbstlosigkeit abgesehen). Deswegen ist es auch völlig einsichtig, warum das Prinzip der kommutativen Gleichheit schon seit langem, insbesondere von Aristoteles in seiner „Nikomachischen Ethik“ in einen direkten Zusammenhang mit dem ökonomischen Austausch gebracht wird.⁵⁰ Kommutative Gleichheit bezeichnet ja nicht nur eine Verteilung von Vorteilen und/oder Lasten zu genau gleichen Teilen, sondern *Gleichheit* stellt zudem eine der normativen Hauptdimensionen des Gerechtigkeitsbegriffes dar.⁵¹ Im Hinblick auf ökonomische Austauschhandlungen heißt dies: Im Idealfall sollte Gleichwertiges mit exakt Gleichwertigem abgegolten werden (Äquivalenzprinzip). Deswegen kann Adorno mit aller Selbstverständlichkeit sagen: „Im Begriff des Tausches ist das Äquivalenzprinzip mitgesetzt“ (vgl. AKPÖ 347).⁵² Gerecht ginge es also auf den Märkten zu, wenn tatsächlich

⁵⁰ Vgl. Aristoteles: Nikomachische Ethik (hrsg. v. F. Dirlmeier), Frankfurt/M 1957 ff., S. 113: „Denn proportionale Vergeltung (die Abgeltung von Gleichem gegen Gleiches – J.R.) ist es, die Zusammenhalt des Gemeinwens gewährleistet“ (Buch V; 8).

⁵¹ Vgl. dazu J. Ritsert: Gerechtigkeit, Gleichheit, Freiheit und Vernunft. Über vier Grundbegriffe der politischen Philosophie, Wiesbaden 2013.

⁵² Graeber formuliert gleichermaßen kurz und bündig: „Austausch impliziert Gleichheit“, a.a.O.; S. 63.

Gleiches mit Gleichem nach einem einverständlich und herrschaftsfrei festgelegten Maß abgegolten würde. Dass es in der gesellschaftlichen Wirklichkeit unserer Gegenwart weiterhin nicht annähernd so idyllisch zugeht, ist bekannt. Belege dafür liefern nicht nur z.B. die Armutsstatistik, sondern das kann man schon beim kleinen alltäglichen Einkauf z.B. an miesen Tricks der Lebensmittelindustrie ablesen. Und wer im Finanzsystem nach allen Regeln der schwarzen Kunst „über den Tisch gezogen“ wird, darüber gibt nicht nur die Stiftung Warentest Auskunft. Doch Adorno denkt bei seinem Hinweis auf die im Tausch implizierten „Fatalität“ an entschieden mehr als an irgendeine branchenübliche Unfairness in der Form von Versuchen, andere über das Ohr zu hauen. Insbesondere die von D. Braunstein ausgewertete Seminarprotokolle belegen, dass das Äquivalenzprinzip für ihn in der Geschichte immer schon als ein Ideal, als eine kontrafaktische Annahme auftauchte, wobei die Abweichung von der Norm und ihre Verschleierung aufgrund der Legendenbildung zugunsten sich durchsetzender Herrschaftsverhältnissen und Machtstrukturen immer schon die eigentliche Norm war. Deswegen können die Hinweise Adornos auf die grundsätzliche Destruktivität des Tauschprinzips („Fatalität“) nicht so verstanden werden, dass es in Bausch und Bogen zu verwerfen ist. Im Gegenteil: Es geht ihm eher darum, dass die darin enthaltenen Gerechtigkeitsvorstellungen überhaupt erst einmal einschränkungslos realisiert werden müssten. Eine Bemerkung Adornos aus dem Seminar von 1966 macht dies klar: „Im Begriff des Tausches ist das Äquivalenzprinzip mitgesetzt. Die Analyse der politischen Ökonomie zeigt aber, dass das Prinzip der Äquivalenz schon an seinem Ursprung verletzt ist, indem es eingehalten wird. Der Begriff der Tauschgesellschaft (sagt er nach dem Protokoll von H. G. Backhaus – J.R.) sei als ein immanent kritischer zu sehen. Der Tausch der Arbeitskraft sei schon kein Äquivalententausch mehr. In einer nicht ausbeutenden Gesellschaft könnte der Tausch als äquivalenter realisiert werden“ (AKPÖ 347). Genau dem entsprechend heißt es in der „Negativen Dialektik“: „In einer richtigen Gesellschaft jedoch würde der (mit Herrschaft verwobene – J.R.) Tausch nicht nur abgeschafft, sondern erfüllt; keinem würde der Ertrag seiner Arbeit verkürzt“ (ND 291).⁵³ Also ist er gar nicht der weltfremden Meinung, die „richtige Gesellschaft“ bedürfe überhaupt keines ökonomischen Austausches oder gar keiner Reziprozität des Gebens und Nehmens mehr (vgl. AKPÖ 378). Nach all dem wäre es zudem unsinnig, wollte man ernsthaft behaupten, Adornos kritische Theorie sei – weil er nach seiner Auskunft die Utopie nicht „auspinseln“ will – frei von irgendwelchen Vorstellungen über soziale Gerechtigkeit. Die klassische Verbindung von Äquivalenz und Gleichheitsnorm als Grundbestandteil des Gerechtigkeitsbegriffs gibt es also auch bei ihm – in welchen rudimentären Formen auch immer (vgl. AKPÖ 379). Ein Problem besteht natürlich darin, dass Adorno „Gleichheit“ als Norm meistens nur im Sinne der „einfachen Gleichheit“ (M. Walzer) aufzunehmen scheint. Diese Norm ist

⁵³ In seiner Heidegger-Kritik spricht Adorno dementsprechend von einer Erlösung vom (klassenförmigen) Tausch, „indem er endlich gerecht sich erfüllt“. Th. W. Adorno: Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie, Frankfurt/M 1964, S. 126. Auch Graeber spricht von dem „Potential“ für Gleichheit.

jedoch wesentlich komplexer.⁵⁴ Aber es ist zugleich in jeder Hinsicht klar, wo Adorno die innere Destruktivität des Tauschgesetzes, die „Fatalität des Tausches“ sucht: Ihre Wurzeln sind für ihn in der gesamten Geschichte der Zivilisationen im System der sozialen Ungleichheit, vor allem in dessen Erscheinungsform als Klassenstruktur eingegraben. Mit dieser ist der Tausch in aller bis zu unseren Tagen reichenden „Vorgeschichte“ der Menschheit verwoben. Ich kann mich hier nicht an der Detailbestimmung der Adornoschen Klassentheorie versuchen. Aber ebenso klar und eindeutig ist, dass er auf eine Version der Surplus- theorie der Klassen zurückgreift, deren Kernvorstellung von Klassenformierung sich um die Bedingungen, Strategien und Prozesse einer Appropriation des Surplusprodukts dreht.⁵⁵ In groben Zügen zusammengefasst sieht sie so aus (vgl. *Tafel I* im Anhang): Die Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit, die von mindestens einer sozialen Klasse geleistet wird, mündet in einem *Mehrprodukt* aus. Es gibt also einen Überschuss über das Produktionsergebnis der vorhergehenden Periode(n). Heute heißt so etwas „Wachstum“. An sich könnte das Mehrprodukt – vom erweiterten Konsum abgesehen – vollständig zur Entwicklung der Produktivkräfte und der Produktionsergebnisse im Interesse aller eingesetzt werden. Doch es gibt in Zivilisationen mindestens eine andere soziale Klasse, die aufgrund ihrer Verfügung über Produktions- und Machtmittel in der Lage ist, das Mehrprodukt oder Teile des Mehrprodukts anzueignen (d.h.: zu appropriieren). Diese Praxis transformiert das Mehrprodukt in das *Surplusprodukt*. Unter Bedingungen der Surplusappropriation leistet die abhängige Klasse Mehrarbeit für andere.

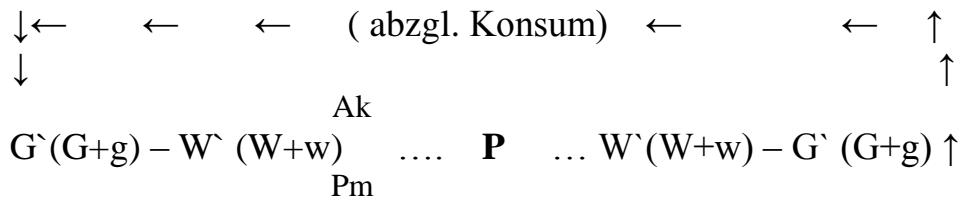
Bei seinen Anmerkungen zur Doppelwertigkeit des Tauschgesetzes greift Adorno hin und wieder ausdrücklich auf historisch *allgemeine* geschichtliche Kategorien und Thesen zurück. Aber ihm geht es in erster Linie um die konkretere Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Tauschprinzip, Vergesellschaftung und Herrschaft in den modernen Zeiten des *Kapitalismus*. Diese Gesellschaftsformation begreift er weiterhin als eine, wenn auch einschneidend veränderte Klassengesellschaft. Seine klassentheoretischen Überlegungen werden nicht zuletzt durch die ziemlich ungebrochene Rezeption der Marxschen Arbeitswerttheorie in deren einfachsten Fassung beeinflusst. Er greift zudem immer wieder auf das Basis-Über-Modell in der der Kritik der politischen Ökonomie zurück. Aber gleichwohl ist er in *dieser* Hinsicht alles andere als orthodox. Im Gegenteil: Dessen ökonomistischen (streng deterministischen) Varianten kritisiert er energisch und gießt sie in eine logisch sehr viel komplexere Form um. Das gilt gleichermaßen für die damit eng zusammenhängende, berühmt-berüchtigte „Dialektik der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse“. Darauf komme ich später zu sprechen.

⁵⁴ Vgl. dazu J. Ritsert: *Gerechtigkeit, Gleichheit, Freiheit und Vernunft*, a.a.O., Kapitel 2.

⁵⁵ Vgl. dazu J. Ritsert: *Schlüsselprobleme der Gesellschaftstheorie*, a.a.O.; S. 178 ff. **TAFEL I im Anhang.**

Mit einigen kritische Randbemerkungen zu Schwierigkeiten der Adornoschen Wert- und Tauschtheorie möchte ich diesen Abschnitt abschließen: Es gibt eine ganze Reihe von Formulierungen bei Adorno, welche die Kernvorstellung der Arbeitswerttheorie ganz knapp zusammenfassen. So zum Beispiel die folgende aus einem Seminarprotokoll von H. G. Backhaus stammende: „Was die Waren tauschbar macht, ist die Einheit der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit. Abstrakte Arbeit, weil durch die Reduktion auf die Einheit abstrahiert wird von den Gebrauchswerten, von den Bedürfnissen“ (Mit 507). Dementsprechend heißt es noch in seiner Vorlesung zur Einleitung in die Soziologie aus dem Sommersemester 1968: „Dieser Tausch vollzieht sich im allgemeinen, wie Sie alle wissen, in der entwickelten Gesellschaft nach der Äquivalenzform des Geldes, die durchschnittlich aufzuwendende gesellschaftliche Arbeitszeit ist, die sich dann allerdings je nach den spezifischen gesellschaftlichen Verhältnissen, unter denen getauscht wird, modifiziert“ (ELS 58). Mit Aussagen wie diesen scheint die immer wieder bei Adorno vorzufindende These im Einklang zu stehen, der auf diese Weise bestimmte Tausch bedeute *das* Prinzip aller menschlichen Vergesellschaftung, das natürlich in der kapitalistischen Gesellschaft eine ganz spezifische historische Formbestimmung erfährt: „Das, was Gesellschaft eigentlich zu einem Gesellschaftlichen macht, wodurch sie im spezifischen Sinn sowohl begrifflich konstituiert wird, wie auch real konstituiert wird, das ist das Tauschverhältnis, das virtuell alle Menschen, die an diesem Begriff von Gesellschaft teilhaben, zusammenschließt“ (ELS 57). Diese Ansicht deckt sich jedoch in einer entscheidenden Hinsicht – anders wohl als Adorno mitunter selbst geglaubt hat – *nicht* so unmittelbar mit zentralen wert- und kapitaltheoretischen Thesen von Marx. Denn die einzelnen Austauschakte auf Märkten schließen sich in der Kritik der politischen Ökonomie nur zu einem *Teilprozess* des Gesamtverlaufs der Wertbewegung, also des Kapitalkreislaufes zusammen. Den Austauschprozess als Teilvorgang nennt Marx die „Zirkulation“ bzw. den Zirkulationsprozess der Waren, dem der Produktionsprozess, in dem der Mehrwert überhaupt erst entsteht, vorlagert ist. Den sich aus Produktion, Transport (zu den Verbrauchern), der Zirkulation von Waren und Geld in der Handelssphäre (Zirkulation I), aus Konsum sowie der Reinvestition von Mehrwertanteilen in Produktionsmittel (Pm) und Arbeitskraft (Ak) (Zirkulation II) zusammensetzenden Gesamtprozesses des Wertes als Geld, das Kapital ist, nennt Marx *das Wertgesetz*. Zur nochmaligen Erinnerung folgt noch einmal eine im Vergleich zu seiner Darstellung im zweiten Band leicht veränderte Anschrift des Gesamtkreislaufes des Kapitals:

Kapitalkreislauf



Erläuterung:

- 1) Den Ausgangs- und Rückkehrpunkt des Kreislaufes bildet die Produktionssphäre **P** mit ihren verschiedenartigen Betrieben, worin im Kapitalismus in erster Linie Ak (Arbeitskraft) und Pm (Produktionsmittel) eingesetzt werden. Es soll Gewinn erzielt und der Mehrwert kann appropriiert werden. Die gepunktete Linie bezeichnet den Transportsektor.
- 2) Es wurden – im idealen Fall – am Ende einer Wirtschaftsperiode des Betriebs mehr Waren produziert (W^{\wedge}), die (was nie garantiert ist und somit einen wesentlichen Krisenkeim darstellt) auf den Märkten zu mehr Geld (G^{\wedge}) gemacht werden sollen. (Problem der Realisierung des Mehrwertes in der Zirkulationssphäre I).
- 3) Der Konsumanteil als „Endverbrauch“ ist abzuziehen.
- 4) Der auf „den Märkten“ tatsächlich realisierte Mehrwert (G^{\wedge}) wird in den Kauf von zusätzlicher Arbeitskraft sowie mehr oder verbesserter Produktionsmitteln investiert – wenn möglich. Hier (in der Zirkulationssphäre II) finden sich die Arbeitsmärkte, die Investitionsgütermärkte; aber auch der Kredit- und Versicherungssektor.
- 5) Gelingt die Reinvestition des Mehrwertes, dann findet *Akkumulation* des Kapitals statt. *Zentralisation* bedeutet Oligopol- oder Monopolbildung. Natürlich droht aufgrund des immmanenten Krisenpotentials des Kreislaufes stets Stagnation oder Schrumpfung.
- 6) Die Mehrwertmasse im Gesamtkreislauf ist *nicht* ausschließlich nur von der Produktionssphäre **P** abhängig!! Z.B. „Rationalisierungsmaßnahmen“, welche Transport- und Zirkulationszeiten und damit die Gesamtumschlagszeit des Kapitals abkürzen, steigern die Mehrwertmasse ebenso wie z.B. die „zügigere“ Kreditgewährung durch den Finanzsektor. Dass sich z.B. platzende „Finanzblasen“ in der Zirkulationssphäre II so auswirken, dass selbst Profiteure Angst bekommen, hat sich inzwischen herumgesprochen.

Die Darstellung der Zirkulationssphären I und II umfasst selbstverständlich „den Tausch“ im engeren ökonomischen Sinn. Aber Adorno greift – gemessen an den Komplexitäten des einfach Marxschen Modells des Kapitalkreislaufes – entschieden dort zu kurz, wo er behauptet, Wirtschaft liege „eigentlich nur dort vor, wo Tausch ist“ (AKPÖ 280). „Tausch“ nach welchem Verständnis? Denn das *Wertgesetz insgesamt* und nicht ein wie immer auch verstandenes „Tauschprinzip“ stellt das Konstitutionsprinzip (Marx sagt: „Das innere Band“) der kapitalistischen Gesellschaft dar! Gleichwohl gibt es eine Reihe von Textstellen, an denen sich auch Adorno auf das Wertgesetz statt auf „den Tausch“ als *principium synthesis* der modernen kapitalistischen Gesellschaft beruft. Nur ein Beispiel: „Über den Kopf der formal freien Individuen hinweg setzt das Wertgesetz sich durch“, wobei jedoch einige Zeilen später gleich wieder von der „Tauschgesellschaft“ die Rede ist (ND 259). Der Begriff „Tauschgesellschaft“ macht jedoch nur dann einigen Sinn, wenn man sich an die Beschreibung des Kapitalismus als „ungeheure Warensammlung“ (Marx) erinnert. Ich jedenfalls setze

das Wertgesetz mit der *ökonomischen Basis* des kapitalistischen Gesellschafts-systems gleich. Sie verkörpert dessen *materielle* Grundlage im Sinne des Inbegriffs aller Zwecktätigkeiten für den Lebensunterhalt (auf dem jeweiligen kulturellen Niveau). Das heißt jedoch nicht – anders als es zahllose Formulierungen Adornos zum Tauschprinzip als Prinzip menschlicher Vergesellschaftung nahelegen – es sei als das *alleinige* Aufbauprinzip (Konstitutionsprinzip) des gesellschaftlichen Ganzen anzusehen. Es gibt z.B. zahlreiche durch die Situationsdeutungen der Akteure oder durch kulturelle Regeln des Überbaus *konstituierte* soziale Tatsachen. Dass dem so ist, vor allem aber, dass das Wertgesetz nicht allein von Tauschakten in der Zirkulationssphäre her erklärt werden kann, dessen ist sich letztendlich doch auch Adorno bewusst. Aus dem Protokoll einer seiner Lehrveranstaltungen geht jedenfalls hervor, „die alleinige Erklärung (der Vergesellschaftung – J.R.) aus den Tauschverhältnissen (sei) nur ein Umweg, der letzten Endes zu dem fundamentalen Phänomen führen müsse, das sich in allen Gesellschaftsepochen (!) finde, nämlich die Existenz von Klassen“ (AKPÖ 277). Jetzt werden offensichtlich die Klassenstruktur und damit die Produktionsverhältnisse als Herrschaftsverhältnisse als das gleichsam noch fundamentalere Phänomen hervorgehoben! Herrschaft wird auch insofern in den Vordergrund gerückt, dass Adorno den sozialen Klassen eine „Wesensbestimmung“ zuschreibt, die in „der Abhängigkeit der meisten Menschen von anonymen und undurchsichtigen wirtschaftlichen Vorgängen“ besteht (ELS 46). Berücksichtigt man also seine Rückgriffe auf die bei ihm allerdings selten weiter ausgeführte Kategorie des Wertgesetzes, zudem seine (später noch aufzugreifende) Einschätzung der sog. „Dialektik der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse“, seinen Herrschaftsbegriff, vor allem aber seine ungebrochenen Querverweise auf die Kernvorstellung der Marxschen Arbeitswerttheorie, so wie er sie versteht, dann kann man vermutlich sagen: Adornos Klassenbegriff gründet ebenfalls in einer Version der allgemeinen Surplustheorie der Klassenformierung. Das bestätigt er in der „Negativen Dialektik“ mit Aussagen wie der, dass „von alters her“ unter dem Schleier des Äquivalenzprinzips „Ungleiches getauscht“ und das bedeutet für die Epoche des Kapitalismus, dass „der Mehrwert der Arbeit appropriiert“ wird (ND 150). Mit einer anderen Passage aus seiner Vorlesung „Zur Lehre von der Geschichte und der Freiheit“ tritt der zivilisationsgeschichtliche Zusammenhang zwischen Klassenformierung und Surplusappropriation besonders deutlich hervor: „Von je, gar nicht erst bei der sogenannten kapitalistischen Aneignung (gemeint ist: Appropriation, s. Anhang III – J.R.) des Mehrwerts im Tausch Arbeitskraft gegen deren Reproduktionskosten, empfängt der eine, gesellschaftlich mächtige Kontrahent mehr als der andere“ (LGF 237). Bei Marx treten die surplustheoretischen Grundlagen seiner Mehrwerttheorie in ihrer Elementarform insbesondere eingangs im 8. Kapitel des „Kapital“ hervor, das mit „Der Arbeitstag“ überschrieben ist. Hier bestimmt er nicht nur die Arbeitszeit, die für die Reproduktion“ des „Arbeiters und seiner Familie“ notwendig ist in ihrem Verhältnis zur „Surplusarbeitszeit“ als Quelle des (absoluten) Mehrwerts, sondern zeigt auch, dass das Verhältnis von Reproduktionsarbeits-

zeit und Surplusarbeitszeit eine Funktion des historischen Standes der Auseinandersetzungen zwischen den Klassen darstellt.

Wenn man Informationen dazu sucht, wie wesentliche und etwas detailliertere Implikationen des Klassenbegriffs von Adorno aussehen, dann bietet sich der im amerikanischen Exil geschriebene Artikel „Reflexionen zur Klassentheorie“ (Soz 373 ff.) an. Ich vermute, mich keiner wesentlichen Übertreibung schuldig zu machen, wenn ich diese Reflexionen als „nicht so leicht nachvollziehbar“ bezeichne. Ich habe mich mit folgenden 10 Thesen zu ihrer Interpretation beholfen.⁵⁶

These 1: Sehr leicht nachvollziehbar ist natürlich die These: „Die jüngste Phase der Klassengesellschaft wird von den Monopolen beherrscht ...“ (Soz 376). Sie haben sich inzwischen zu „global players“ ausgewachsen.

These 2: Unter dem Eindruck der amerikanischen Gegebenheiten sagt Adorno: „Die totale Organisation der Gesellschaft durchs big business und seine allgegenwärtige Technik hat Welt und Vorstellung so lückenlos besetzt, dass der Gedanke, es könnte überhaupt anders sein, zur fast hoffnungslosen Anstrengung geworden ist“ (Ebd.). Das ist eine jener Aussagen, welche für viele Interpreten – wenn sie von Dialektik nichts halten oder wissen – einen Beleg für eine Mischung aus herrschaftslogischem Fehlschluss und Prinzip Hoffnungslosigkeit in seiner kritischen Theorie der Gesellschaft liefern. Hinter allem Übel steckt letztlich die Großindustrie und diese zusammen mit Technik, Tauschprinzip und Kulturindustrie hat die Welt und die Vorstellung so lückenlos besetzt, so dass jeder Gedanke, es könnte auch besser und gerechter in der sozialen Welt zugehen, fast aussichtslos geworden ist.

These 3: „Der unermessliche Druck der Herrschaft hat die Massen so dissoziiert“, so auf sich als selbst vereinzelte Marktkämpfer zurückgeworfen, dass selbst noch das gemeinsame Bewusstsein als Unterdrückte, das für die Klassenbewegungen des 19. Jh. maßgebend war, mit zerrissen wird (vgl. Soz 377). Das Klassenbewusstsein löst sich auf, ohne dass die Klassenstruktur nach Adornos Auffassung verschwindet.

These 4: Am Klassenbegriff ist also festzuhalten. Denn nach seinem Eindruck besteht sein Grund, „die Teilung der Gesellschaft in Ausbeuter und Ausgebeutete, nicht bloß ungemin- dert“ weiter, sondern nimmt „an Zwang und Festigkeit“ zu (ebd.). Diese These ließe sich surplustheoretisch dahingehend verallgemeinern, dass die Grundbestimmung aller Klassenformierung, der Vorgang der Surplusproduktion und Surplusappropriation zweifellos vor und nach Adorno zahlreiche historisch neue Formbestimmungen erfahren hat, aber als solcher weiterhin wirksam ist, wie man nicht nur an der wachsenden Kluft zwischen den hohen Einkommen und den Lebenschancen z.B. in Kurz- oder Teilzeit arbeitender Menschen ablesen kann.

These 5: Es bedeutet auch für Adorno eine Fehleinschätzung geschichtlicher Gegebenheiten, das Klassenbewusstsein von Kollektiven, auch das der Herrschenden, sei jemals homogen gewesen. „Zwischen den verschiedenen hierarchischen Gruppen kam es ständig zu Kämpfen um die Beute ... Die herrschende Klasse, vom gemeinsamen Interesse an ihrer spezifischen Ausbeutungsweise zusammengehalten, war schon immer durch interne Kämpfe, durch Bemühungen eines ihrer Teile gekennzeichnet, sich Beute zu sichern“ (Soz 78).

These 6: Die herrschenden Klassen weisen mithin einen Doppelcharakter auf. „Er besteht darin, dass ihre formale Gleichheit die Funktion sowohl der Unterdrückung der anderen Klasse hat, wie die der Kontrolle der eigenen durch die Stärksten“ (Soz 379).

These 7: Horkheimer und Adorno gehen allem Anschein nach davon aus, in der Frühphase der bürgerlichen Entwicklung habe es so etwas wie eine produktive Konkurrenz zwischen denje-

⁵⁶ Etwas ausführlicher in J. Ritsert: Materialien zur Kritischen Theorie der Gesellschaft, Heft 4: Macht, Klasse und Herrschaft, Frankfurt/M 2010, S. 31-

nigen gegeben, welche über die Produktionsmittel verfügen. Die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft sorgt ihren immanenten Tendenzen entsprechend dafür, dass die Produktivität der Konkurrenz zurückgedrängt wird (SK 380). Schließt man in den Begriff der „Konkurrenz“ auch *produktive* Gegensätze zwischen Handlungen und Vorgängen ein, dann stimmt das nicht so einfach. Doch die beiden kritischen Theoretiker denken eher an das Schrumpfen der „freien Konkurrenz auf den Märkten“ der bürgerlichen Gesellschaft aufgrund der Tendenzen zur Oligopol- und Monopolbildung.

These 8: In diesem Zusammenhang kommt eine wesentliche Grundunterscheidung im Adornoschen Klassenbegriff zum Vorschein. Auf der einen Seite vertritt er die These: „Die herrschende Klasse verschwindet hinter der Konzentration des Kapitals“ (ebd.). D.h.: Das Wertgesetz des Kapitalismus hat die Gestalt eines Quasi-Naturgesetzes angenommen, dem sich kaum noch jemand entziehen kann – nicht einmal der monopolistische Kapitalherr. Das „Kapital als Institution“, sagt Adorno, stellt sich „als Ausdruck der Gesamtgesellschaft“ dar (ebd.). Auf der anderen Seite behauptet er, die Strategien zur Selbsterhaltung des Lebens drängten unter dem Zwang des zur Verwertung von Wert ausgerichteten materiellen Reproduktionsprozesses im Kapitalismus allenthalben „übers Kollektiv zur verschworenen Clique“ (ebd.). Eine universelle Cliquenwirtschaft zeichnet sich ab. „Pressure groups“ können ein Beispiel dafür liefern.

These 9: An diesen Eindruck einer wuchernden Cliquenwirtschaft schließt sich eine These bei Horkheimer und Adorno an, die meist als die Hauptdimension ihres Klassenbegriffs zu den Zeiten des amerikanischen Exils angesehen wird. Das Konzept des *Rackets*. Rackets bilden nicht nur die Kapitalherren, sondern auch die amerikanischen Gewerkschaften, die zudem mit der Mafia kungelten. Deswegen sagt Horkheimer: „Der Unterschied zwischen dem Racket im Kapital und dem in der Arbeit liegt in der Tatsache, dass beim kapitalistischen Racket die gesamte Klasse profitiert, während das Racket der Arbeit als Monopol nur für ihre Führer und für die Arbeiteraristokratie fungiert. Die arbeitenden Massen sind die Objekte beider Formen; sie müssen das Ganze nur bezahlen“ (SK 202 f.).

These 10: Die Rackettheorie ist von beiden Theoretikern später nicht wieder mit dem gleichen Nachdruck aufgegriffen und ausgebaut worden. Wohl aber lässt sich feststellen, dass Adorno und Horkheimer auf ihre Weise immer wieder auf Grundlagen der allgemeinen Surplus- und Reproduktionstheorie der Klassenformierung (zusammen mit Wendungen, die ihr Marx verliehen hat) zurückgreifen. So betont Adorno in den „Reflexionen“ beispielsweise, die herrschende Klasse werde „so gründlich von fremder Arbeit ernährt, dass sie ihr Schicksal, die Arbeiter ernähren zu müssen, entschlossen zur eigenen Sache macht und dem >Sklaven die Existenz innerhalb seiner Sklaverei< sichert, um die eigene zu befestigen“ (Soz 386).

Noch in seiner Vorlesung zur Einleitung in die Soziologie im Sommersemester 1968 besteht Adorno von daher mit allem Nachdruck darauf, „dass es eine Aufgabe der Soziologie ist, an gewissen Wesensbestimmungen, wie die der Klassen festzuhalten“ (ELS 45 f.).

Abschnitt 4:

Realabstraktion und Verdinglichung.

Die Begriffe „Realabstraktion“ und „Verdinglichung“ spielen in Adornos Rezeption der Kritik der politischen Ökonomie eine herausragende Rolle. Elementare Darstellungen eines gesellschaftlichen Vorganges der „realen Abstraktion“ finden sich schon in Hegels „Jenaer Realphilosophie.“⁵⁷ Einen besonderen Einfluss auf die lange Geschichte der kontroversen Versuche, dieses Konzept zu erläutern und zu erweitern, übt natürlich der Abschnitt 4 des ersten Kapitels des >Kapital< von Marx aus, der die Überschrift: „Der Fetischcharakter der Ware und sein Geheimnis“ trägt. Doch genau so nachhaltig sind die Einflüsse, welche die Lehre von der Realabstraktion in ihrer Version von Georg Lukàcs in dessen Buch: „Geschichte und Klassenbewusstsein“ auf Adornos Denken (insbesondere in seinen jungen Jahren) ausgeübt hat. D. Braunstein macht auf eine Passage aus diesem Werk aufmerksam, die Adorno besonders intensiv unterstrichen hat: „Die Universalität der Warenform bedingt also sowohl in subjektiver wie in objektiver Hinsicht eine Abstraktion der menschlichen Arbeit, die sich in den Waren vergegenständlicht. (Andererseits ist wiederum ihre historische Möglichkeit von dem realen Vollzug dieses Abstraktionsprozesses bedingt). Objektiv, indem die Warenform als Form der Gleichheit, der Austauschbarkeit qualitativ verschiedener Gegenstände nur dadurch möglich wird, dass sie – in *dieser* Beziehung, in der sie freilich erst ihre Gegenständlichkeit als Waren erhalten – als formal gleich aufgefasst werden. Wobei das Prinzip ihrer formalen Gleichheit nur auf ihr Wesen als Produkte der abstrakten (also formal gleichen) menschlichen Arbeit begründet sein kann.“⁵⁸ Es drängt sich sofort die Frage auf, was an solchen nicht unbedingt glasklaren Stellen – sowie in der gesamten langen Geschichte von Kontroversen über „Realabstraktion“ – unter „Abstraktion“ wohl gemerkt als ein *realer* Vorgang zu verstehen sei. Blättert man in klassischen und modernen Lehrbüchern der formalen Logik, dann sind die Auskünfte über „Abstraktion“ ziemlich klar. Zum Bedeutungshorizont das lateinischen Verbums *abstrahere* gehören handfeste Tätigkeiten, wie „sich losreißen“ oder „befreien“, aber auch Aktivitäten wie „entfernen“, „trennen“ und „abschneiden“. Doch in der klassischen Logik sind das gedankliche „Weglassen“ oder „Absehen von“ damit gemeint. Bei der logischen und gedanklichen Abstraktion werden im Zuge der Bildung allgemeiner Begriffe ja viele Merkmale der interessierenden Elemente *weggelassen*. Der Gattungsbegriff „Hund“ fasst weniger und zugleich allgemeinere Merkmale zusammen als der Artbegriff „Pudel“, alldieweil diese besondere Species Eigenschaften aufweist, die sie von anderen Hunden der Gat-

⁵⁷ Vgl. dazu J. Ritsert: Wert. Warum uns etwas lieb und teuer ist, Wiesbaden 2013.

⁵⁸ G. Lukàcs: Geschichte und Klassenbewusstsein. Studien über marxistische Dialektik, Berlin 1923, S. 98. Adorno unterstreicht noch eine Reihe der daran anschließenden Sätze.

tung unterscheiden. Dieser gnadenlose Befund gehört zur Standardlogik spätestens seit Platon und Aristoteles. Dabei gilt offensichtlich: „ ... je mehrere Unterschiede der Dinge aus einem Begriffe weggelassen sind oder von je mehreren Bestimmungen in demselben abstrahiert worden; desto abstrakter ist der Begriff.“⁵⁹ So verstandene Abstraktion stellt einen kognitiven bzw. sprachlichen Vorgang dar. Dieser ist natürlich „real“, insofern dieses Geschehen in der gesellschaftlichen Wirklichkeit im Medium des Denkens und Sprechens stattfindet. Zudem müssen wir Tag für Tag Objekte, Ereignisse, Prozesse usw. in Kategorien des verschiedensten Abstraktionsgrades einordnen, um sie von etwas anderem zu unterscheiden. Nur so können wir überhaupt erst wissen, worum es bei x geht und entsprechend handeln. Diese Selbstverständlichkeiten der Logik werden in der hegelmарxistischen Tradition zum Grund einer *Analogie* im Zuge von Diskussionen über die Rolle des Tauschvorgangs in der Gesellschaft erhoben. Dann heißt es – durchaus zutreffend – in der kapitalistischen Gesellschaft achten die Akteure beim Tausch in erster Linie auf den Tauschwert ihrer Produkte und Dienste und müssten überdies von den konkreten Eigenschaften der Herstellungsvorgänge sowie von den anonymen Empfängern ihrer Gegenleistungen in einem gewissen Grad *absehen*. Davon wissen sie jedenfalls wenig. Egal, was die Käufer sonst noch alles tun und lassen, sie müssen nur zahlungskräftig und zahlungswillig sein. Primär in dieser abstrakten Hinsicht sind sie für den Verkäufer interessant. Umgekehrt interessiert sich der Käufer zwar sehr für die Qualität der Produkte und Dienste, aber es ist ihm – wenn der Preis stimmt – ziemlich wurscht, wie gute Qualität (Gebrauchswert) konkret zustande gekommen ist. Diese kognitiven Operationen oder Einstellungen bedeutet zwar einen Vorgang, der für den *wirklichen* Vollzug von Tauschakten in der gesellschaftlichen Wirklichkeit charakteristisch und wichtig ist, gleichwohl stellt er als solcher einen *kognitiven* Prozess analog der logischen Abstraktion dar. Er findet sozusagen vorbewusst „im Kopfe“ statt. „In dessen (des Tauschs – J.R.) universalem Vollzug, nicht erst in der wissenschaftlichen Reflexion, wird objektiv abstrahiert, wird abgesehen (auf Seiten der Akteure! – J.R.) von der qualitativen Beschaffenheit der Produzierenden und Konsumierenden, vom Modus der Produktion, sogar vom Bedürfnis, das der gesellschaftliche Mechanismus beiher, als Sekundäres befriedigt“ (Soz 13). Das (aufgrund der Bedeutung von „Qualität“ für den erfolgreichen Verkauf allerdings nicht ohne jede Einschränkung mögliche) Abstrahieren von der Gebrauchswertseite spielt sich hier in den Köpfen der Leute ab bzw. scheint sich unter den Zwängen „der Märkte“ abspielen zu müssen. „Real“ heißt dann aber nicht mehr und nicht weniger als: Es müssen kognitive Abstraktionsleistungen von Akteuren in der wirklichen (realen) Sphäre des Austauschs vorgenommen werden, um überhaupt an den tatsächlichen ökonomischen Transaktionen teilnehmen zu können. Letztendlich wird aber in der Tradition von Hegel, Marx, Lukàcs und Adorno unter „*Realabstraktion*“ mehr als dieser

⁵⁹ I. Kant: Logik, in: I. Kant: Werke in sechs Bänden (hrsg. v. W. Weischedel), Band III, Darmstadt 1963, S. 535 (A 146 f.).

Bewusstseinsvorgang bei Individuen verstanden! Erste und sehr allgemeine Hinweise darauf finden sich – wie gesagt – schon in der „Jenaer Realphilosophie“ Hegels. Dort setzt er sich kurz mit den Konsequenzen der *faktisch* („objektiv“ in diesem Sinne) immer feinkörniger werdenden Arbeitsteilung in der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft auseinander. In dieser Phase wird die Bearbeitung von Stoff und/oder die Erbringung von Dienstleistungen *für andere* und damit der *Austausch* von Gütern und Diensten auf Märkten zunehmend zur Grundvoraussetzung dafür, um überhaupt an irgendetwas den eigenen Bedürfnissen hoffentlich gerecht werdendes heranzukommen. In diesem Sinne ist die Arbeit des Einzelnen für sich (Marx sagt dazu: „Privatarbeit“⁶⁰), die Arbeit für seinen eigenen Lebensunterhalt, immer zugleich gesellschaftliche Arbeit – nicht einfach nur „Privatarbeit“ im Sinne einer eigenständigen Tätigkeit für individuell bestimmte Zwecke – wie heutzutage beim Hobby etwa. Als Arbeit für *unbestimmt* – in diesem Sinne „abstrakt“ – viele andere Menschen ist sie zunehmend in sich von vornherein *allgemein* (gesellschaftlich allgemein bedeutsam). Man kann es auch so ausdrücken: Die Arbeit des Einzelnen ist *in sich selbst allgemein*, weil sie in ihrem *unmittelbaren* Vollzug immer schon auf die Bedürfnisse *unbestimmt* vieler anderer Menschen bezogen ist. Der Inhalt der Arbeit des Einzelnen selbst reicht somit weit über *sein* spezifisches Bedürfnis hinaus. „Jeder befriedigt also die Bedürfnisse Vieler und die Befriedigung seiner vielen besonderen Bedürfnisse ist die Arbeit vieler anderer“ (RPh 215). Dieser Sachverhalt weist natürlich immer auch die oben erwähnte kognitive Seite auf: Genau für welche anderen Personen einer arbeitet und wer das Produkt wie verwendet, das *weiß* und *sieht* der Einzelne in den meisten Fällen – von unmittelbaren Dienstleistungen abgesehen – meistens gar nicht mehr. Wir „abstrahieren“ normalerweise auf „den Märkten“ von den vielfältigen Merkmalen der Tauschpartner – eine Tendenz, die derzeit im kleinen Stil durch Experimente wie „fair trade“ ein wenig korrigiert werden soll. Doch bei Hegel finden sich auch schon einige Hinweise darauf, dass uns „Abstraktion“ als „realer“, nämlich als ein nicht-kognitiver oder nicht-sprachlicher Sachverhalt entscheidend in der Gestalt *über-individueller und emergenter* Vorgänge in der wirklichen Gesellschaft begegnen oder zustoßen kann. Das Paradebeispiel dafür liefert – wie gesagt – die zunehmende Arbeitsteilung als säkularer Trend. In Hegels Philosophie hat „Abstraktion“ logisch sehr viel mit der zergliedernden, also analysierenden Verstandesarbeit zu tun. Aber „Abstraktion“ als Ausdruck für Operationen der Zergliederung (Spezifizierung) wendet er zudem auf die Konsequenzen eben jenes kollektiven *Prozesses* der Teilung der Arbeit an. Dieser hat den Effekt, Zwecktätigkeiten aufzuspalten und zu vereinfachen, wobei die Vereinfachung der Arbeitsvollzüge die Produktivität steigert. Diesen elementaren Befund entnimmt Hegel dem berühmten Stecknadelbeispiel von Adam Smith: „*Allgemeine* Arbeit (ist so) *Teilung* der Arbeit, Ersparnis; zehn können soviel Stecknadeln machen, als hundert“ (JRPh 214). Im Vergleich zur Fülle der *verschiedenartigen* Handlungen,

⁶⁰ Vgl. MEW 23; 128.

die ein Einzelner bei der Herstellung eines Produktes bislang vollziehen musste, wird seine Zwecktätigkeit „abstrakter“, eindimensionaler – ob er als Einzelner damit einverstanden ist oder nicht, von diesem Vorgang weiß oder nicht. „Das Allgemeine und Objektive in der Arbeit liegt aber in der *Abstraktion*, welche die Spezifizierung der Mittel und Bedürfnisse bewirkt ...“ (RPh § 198). Dadurch ist er zudem faktisch (realiter) immer mehr auf gleichermaßen spezialisierte Arbeitsleistungen vieler unbestimmter Anderer angewiesen. „Zugleich vervollständigt diese Abstraktion der Geschicklichkeit und des Mittels die *Abhängigkeit* und die *Wechselbeziehung* der Menschen für die Befriedigung der übrigen Bedürfnisse zur gänzlichen Notwendigkeit“ (RPh § 198). Im Einklang damit werden auch die Produktionsmittel immer „abstrakter“ – was nun heißt: Sie werden ebenfalls immer weiter „partikularisiert“. Es gibt z.B. ganz spezielle Geräte und Apparate für ganz spezielle Produktionsziele. Es gilt mithin: „Ebenso *teilen* und *vervielfältigen* sich die *Mittel* für die partikularisierten Bedürfnisse und überhaupt die Weisen ihrer Befriedigung ...“ (RPh § 191). Der Austausch von Waren auf „anonymen“, sprich: in ihrer Entstehung und inneren Ordnung nicht restlos auf den Willen von Personen und Gruppen reduzierbaren Märkten als Teilprozessen des Zirkulationsprozesses insgesamt, wird somit für die „abstrakte (immer auch ungeplante) Synthesis“ der bürgerlichen Gesellschaft immer wichtiger. Selbst eine (wenn auch unausgeführte Andeutung) in Richtung auf die Arbeitswertlehre, die David Ricardo (1772-1823) und der ihn kritisierende Marx ausbauen werden, findet sich bei Hegel: „Die Vermittelung, den *partikularisierten* Bedürfnissen angemessene, ebenso *partikularisierte* Mittel zu bereiten und zu erwerben, ist die *Arbeit*, welche das von der Natur unmittelbar gelieferte Material für diese vielfachen Zwecke durch die mannigfaltigsten Prozesse spezifiziert. Diese Formierung gibt nun dem Mittel den Wert und seine Zweckmäßigkeit, so dass der Mensch in seiner Konsumtion sich vornehmlich zu *menschlichen* Produktionen verhält und solche Bemühungen es sind, die er verbraucht“ (RPh § 196; Herv. i. Org.). In dieser Aussage findet sich nicht nur ein unausgeführter Hinweis auf die wertbildende Funktion der „Arbeit“ – Marx sagt: „Arbeitskraft“ –, sondern auch ein Rückbezug auf die klassische aristotelische Unterscheidung zwischen Gebrauchswert (gut für „vielfache Zwecke“) und Tauschwert („Wert“). Hier stößt man also auf einen Ausgangspunkt für all jene entscheidenden Differenzierungen, welche Marx an der Arbeitswertlehre vornimmt. Hierin findet sich aber auch ein erneuter Hinweis darauf, was das „Reale“ an der Realabstraktion im Unterschied zu Abstraktionen darstellen könnte, die im Kopf oder mittels der Sprache vollzogen werden. Wichtig ist dieser Schritt deswegen, weil sich auch Adorno immer wieder einmal mit dem Begriff „Realabstraktion“ auf die zweifelsfreie Tatsache bezieht, dass die Akteure beim Tausch in erster Linie auf den Tauschwert ihrer Produkte und Dienste achten und überdies von den konkreten Eigenschaften der anonymen Empfänger sowie der Konkretion ihrer Arbeitsvollzüge absehen (müssen). Aber gibt bei ihm auch Textstellen, die über diese *kognitive* Orientierung in der wirklichen Marktgesellschaft hinausgehen: „Ob es die Menschen wissen oder nicht, der Tausch ist ein

Abstraktionsprozess, indem sie in die Tauschbeziehung eintreten und verschiedene Gebrauchswerte auf Arbeitswert reduzieren, dadurch haben sie eine begriffliche (der logischen Abstraktion analoge – J.R.) Operation gesellschaftlich vollzogen. Das ist die Objektivität des Begriffs in der Praxis“ (Mit 502 f).⁶¹ Noch in seiner Vorlesung aus dem Jahre 1968 zur Einleitung in die Soziologie sagt Adorno übereinstimmend damit: „Bei diesem Tauschen nach Arbeitszeit, nach durchschnittlich gesellschaftlicher Arbeitszeit, wird notwendig abgesehen (nicht von Akteuren im Kopf?! – J.R.) von der spezifischen Gestalt der miteinander zu tauschenden Objekte, sie werden stattdessen auf eine allgemeine Einheit reduziert“ (ELS 58 f.). Der Abstraktionsvorgang wird hier offensichtlich als eine nicht-kognitive, prozessuale Reduktion von Mannigfaltigkeit auf eine allgemeine Vergleichsdimension gedeutet. Das entspricht natürlich dem „Springpunkt“ der politischen Ökonomie von Marx, der These vom Doppelcharakter der Arbeitskraft in der kapitalistischen Gesellschaft. Der Tauschwert bildet sich nach seiner Theorie im *ökonomischen Prozess* der Verausgabung *abstrakt allgemeiner Arbeit*.

All diesen Hinweisen lassen sich zusammenfassend einige Dimensionen des verwickelten Begriffes der „Realabstraktion“ entnehmen, die zu beachten sinnvoller sein könnte, als dogmatisch so zu tun, als verstünden sie sich von selbst:

- 1.) Die Grundlage aller zum Begriff der „Realabstraktion“ führenden Analogiebildungen ist und bleibt der logische Prozess der Abstraktion, das zwangsläufige *kognitive* Absehen von Merkmalen bei der Bildung von Allgemeinbegriffen.
- 2.) Die Übertragung dieses Vorbildes in der Sphäre des Tauschverkehrs soll des Öfteren durch das Argument geleistet werden, wer genau für die Bedürfnisse welcher anderen Personen arbeitet und wer das Produkt wie verwendet, das *weiß* und *sieht* der Einzelne in den meisten Fällen gar nicht mehr. Wir „abstrahieren“ normalerweise auf „den Märkten“ von den vielfältigen Merkmalen der Tauschpartner, ihrer Umstände und Aktivitäten. Dieser Vorgang findet zwar in der gesellschaftlichen Realität eines Aufeinanderverwiesenseins statt, bedeutet jedoch ebenfalls eine *kognitive*, wenn auch eher vorbewusste Operation.
- 3.) Arbeitsteilung mag zwar in vielen Einzelfällen gut geplant sein, aber ihre Ausbreitung weist zugleich den Charakter eines sozialen *Prozesses* auf, welcher das Leben zahlloser Menschen beeinflusst und umwälzt. Durch diesen eigensinnigen Vorgang wird Schritt für Schritt realiter Vieles von den „allseitigen Fertigkeiten“ eines Individuums weggenommen (abstrahiert) und auf *spezielle* Talente reduziert. „Abstraktion“ bedeutet in diesem Falle Zergliederung und Spezialisierung – und das spielt sich in der

⁶¹ „Die Objektivität des Begriffs in der Praxis“ ist und verlangt ein Kapitel für sich. Was versteht Adorno unter „Begriff“ und wie verhält sich seine Auffassung zur Logik des Begriffs bei Hegel? Vgl. dazu J. Ritsert: Über den Begriff des „Begriffs“ bei Hegel (Manuskript).

gesellschaftlichen Realität der bürgerlichen Gesellschaft besonders nachhaltig, partiell geplant, oftmals „naturwüchsig“ ab.

- 4.) Man kann auch sagen: Zur „Abstraktion“ gehört „Reduktion von Komplexität“, das bedeutet ja – analog zur Begriffsbildung – die Zurückführung von mannigfaltigen Bestimmungen auf eine oder wenige Dimensionen als ihren Grund. Dieser Grundgedanke steckt natürlich in der an Marx' Arbeitswerttheorie anschließenden These von Adorno, die Quelle des Tauschwertes und der allgemeine Maßstab für die Wertgröße sei die Verausgabung durchschnittlich gesellschaftlich notwendiger und allgemeiner Arbeit(szeit) überhaupt. Auch darin steckt die These eines wirklich geschehenden Abstraktionsvorganges: Was macht die Mannigfaltigkeit der Gebrauchswerte mit ihren verschiedenen Eigenschaften überhaupt in welcher abstrakten Dimension vergleichbar, so dass sie in genauer bestimmten Proportionen ausgetauscht werden können? Was ist also der Quell der Tauschwerte? Da physikalische Eigenschaften der Waren ob ihrer bunten Mannigfaltigkeit die Vergleichsdimension nicht liefern können, bleibt für Marx nur sein berühmtes Argument übrig: „Sieht man (kognitiv; theoretisch – J.R.) vom Gebrauchswert der Warenkörper ab, so bleibt ihnen nur noch eine Eigenschaft, die von Arbeitsprodukten“ überhaupt (MEW 23; 52). Mithin kann auch nicht eine der verschiedenen qualitativ bestimmten und konkret nützlichen Arbeiten der Grund der Wertgenese sein, sondern nur Arbeit überhaupt – und das bedeutet der für ein Ware im gesellschaftlichen Durchschnitt notwendige Aufwand abstrakter Arbeitskraft in der Zeit. Aber diese Reduktion auf die abstrakte (durchschnittlich gesellschaftlich notwendige), in der Zeit verausgabte Arbeitsleistung überhaupt deutet einen ein Abstraktionsvorgang, der *wirklich* geschieht. Die Frage ist, ob diese Analogie tauglich, bedenkenswert oder bedenklich ist. In welchen Zügen und verbalen Winkelzügen über dieses Thema immer schon heftig gestritten wurde und wird, ist hier nicht unser Problem. Adorno greift auf die Vokabel „Realabstraktion“ nun einmal mit aller Selbstverständlichkeit im direkten Anschluss an eine Auslegung der Marxschen Arbeitswerttheorie zurück.

Zwischenbemerkung zu Georg Simmels „Philosophie des Geldes“.

Die hier angesprochenen Punkte (und einige mehr) findet man allesamt auch (variiert) in Georg Simmels „Philosophie des Geldes“ wieder:

- (a) „Realabstraktion“ als kognitive Operation der Abstraktion von konkreten Merkmalen, die Personen in der universalisierten Warentauschgesellschaft beim Tausch vornehmen, wird auch von Simmel ausdrücklich erwähnt: „Was gegen Geld fortgegeben wird, gelangt an denjenigen, der das meiste dafür gibt, gleichgültig, was und wer er sonst sei ... Und umgekehrt, wo ich selbst um Geld kaufe, ist es mir gleichgültig, von wem ich das kaufe ...“ (PdG 601). Das mag gelegentlich bei bestimmten Dienstleistungen und dem damit ob ihrer Qualität einhergehenden Ärger etwas anders aussehen.

- (b) Er nimmt zudem Hegels evidenten Gedanken auf, dass in der bürgerlichen Gesellschaft etwas, das ich in die universalisierte Tauschsphäre gebe, „nicht nur für mich, sondern auch an sich, d.h. für (unbestimmt viele – J.R.) andere(), etwas wert ist“ (PdG 59). Was gegen das Geld abgeben wird, erhalten die Empfänger gleichgültig, was sie für konkrete Eigenschaften als Mitmensch aufweisen.
- (c) Dadurch werden auch die Beziehungen zwischen den Bürgern immer abstrakter: „Sobald das Leben nicht mehr zwischen sinnlichen Einzelheiten (im direkten Kontakt der Personen – J.R.) verläuft, sondern sich durch Abstraktionen (z.B. durch generalisierte Medien wie das Geld – J.R.), Durchschnitte, Zusammenfassungen bestimmen lässt, so wird insbesondere in den Beziehungen der Menschen untereinander der schnellere und genauere Vollzug der Abstraktionsprozesse einen erheblichen Vorsprung verleihen“ (PdG 170).
- (d) Das Geld selbst ist „das absolute Abstraktum über allen konkreten Gütern“, dessen materialen Eigenschaften (Edelmetall, Papier, Bits and Bytes) eine immer geringere Rolle nicht nur in Hinsicht auf die Produktionskosten spielen (PdG 232). Abstrakt ist auch das Verhältnis des Geldes gegenüber den konkreten menschlichen Zwecken und Zielen. „Im Unterschied gegen jene Institutionen (wie „Gebilde des Staates und des Kultus – J.R.) hat es inhaltlich gar keine Beziehungen zu dem einzelnen Zweck, zu dessen Erlangung es uns verhilft“ (PdG 264). Das Geld kann an sich jeder beliebigen konkreten Zwecksetzung dienlich sein – ob sie nun licht oder finster ist (vgl. auch PdG 267). Dementsprechend hat es schon Spinoza als „omnia rerum compendium“ bezeichnet.
- (e) Ein besonders eindringliches Beispiel für „Realabstraktion“ als sozialer (historischer) *Prozess*, dessen Eigenschaften sich wahrlich nicht vollständig auf *kognitive* Operationen des „Absehens von“ bei Marktgängern reduzieren lassen, liefert Simmel daher mit seinem Blick auf die lange Geschichte der Entwicklung des Geldes. (Von der an sich sehr wichtigen Frage muss hier abgesehen werden, was es bedeutet, dass das Geben und Nehmen von Krediten der Entstehung der Geldware historisch voranging).⁶² Als Geld fungierten am Anfang *konkrete* Güter wie Vieh (*pecunia*) oder Pelze etc. Dann übernahmen an zahlreichen Orten unseres Globus Edelmetalle, vor allem Gold und Silber, die Funktionen des Geldes. Zu Beginn der Neuzeit kommt mehr und mehr Papiergeld in Umlauf bis der Körper der Geldware sich in unseren Tagen auf die Bits und Bytes von Buchungen und Umbuchungen reduziert. Während die Geldware vormals – wie insbesondere im Falle der Edelmetalle – „Geld oder Schmuckstück“ sein, „anders ausgedrückt: entweder als Geld oder als „Gebrauchswert“ funktionieren konnte, genügt es heutzutage vollkommen, „wenn gerade nur die Fähigkeit, als Geld zu funktionieren, auf irgendeine sonst irrelevante Substanz übertragen wird“ (PdG 174). Diese inzwischen fast vollständige *Abstraktion* von dieser Gebrauchswertseite der Geldware ist das Resultat eines langen geschichtlichen Prozesses, bei dem – wie bei allen historisch-gesellschaftlichen Vorgängen – kognitive und praktische Lebensäußerungen von Menschen zwar eine wichtige Rolle spielen, auf die sich die Eigenheiten dieses Vorganges bei Darstellungen und Erklärungen jedoch nicht restlos reduzieren lassen.

Die für Adornos kritische Theorie der Gesellschaft charakteristischen Begriffe *Verdinglichung* und *Entfremdung* hängen mit all diesen Überlegungen unmittelbar zusammen. Sie haben ihre Ursprünge vor allem in der Philosophie von Hegel und Feuerbach, werden dann aber von Marx in die Form gebracht, die

⁶² S. dazu D. Graeber: *Debt. The First 5000 Years*, New York 2011.

Lukàcs und daran anschließend auch Adorno beeindruckt hat. In Hegels absoluten Idealismus – so lässt sich vielleicht grob zusammenfassend sagen – zielt „Entfremdung“ auf Phasen der Entwicklung des sich selbst erkennenden absoluten Geistes, in denen ihm etwas Gegensätzliches entgegensteht, das er Stufe für Stufe hinweg arbeitet, bis er auf der Stufe des absoluten Wissens zur Einsicht durchdringt, dass das ihm Fremde immer schon er selbst, ein Moment seiner selbst war. Insofern beseitigt er auf diesem Weg eine *Entfremdung von sich selbst* (Selbstentfremdung). Sie ist allerdings notwendig, um überhaupt in die Dynamik der Selbstentwicklung geraten zu können. *Verdinglichung* liegt dann (ebenso allgemein betrachtet) vor, wenn das individuelle und/oder kollektive Denken und Handeln das Entgegenstehende wie eine *Sache*, wie ein *Ding* behandelt, während es sich letztendlich ein Produkt seiner eigenen Tätigkeit darstellt.⁶³ Bei Ludwig Feuerbach (1804-1872) wird die so verstandene „Entfremdung“ zu einem zentralen Motiv seiner Religionskritik. Die Menschen projizieren unerfüllbare irdische Wünsche und Hoffnungen gleichsam in den Himmel und erhöhen sie zu überirdischen Eigenschaften der Götter. Obwohl es sich um ihr eigenes Konstrukt handelt, beugen sie sich vor „dem Herrn“ als Übermacht, die ihr Leben durch Zorn oder Gnade beherrscht. Lukàcs hingegen behandelt Verdinglichung und Entfremdung als eine Konsequenz der Universalisierung des Warentauschs in der bürgerlichen Gesellschaft. Diese „Grundtatsache“ spiegelt „dem Menschen seine eigene Tätigkeit, seine Arbeit als etwas Objektives, von ihm Unabhängiges, ihn durch menschenfremde (entfremdete – J.R.) Eigen-gesetzlichkeit Beherrschendes“ wieder.⁶⁴ Dieser Adornos gesamte Verdinglichungskritik prägende Grundgedanke lässt sich am prägnantesten einer Passage aus dem Füllhorn für viele Marxinterpretationen, dem Teil 4 des ersten Kapitels des >Kapital> entnehmen, der mit der „Fetischcharakter der Ware und sein Geheimnis“ überschrieben ist (MEW 23; 85 ff.): „Das Geheimnis der Warenform besteht ... einfach darin, dass sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eignen Arbeit als Natureigenschaft dieser Dinge zurückspiegelt, daher auch das gesellschaftliche Verhältnis der Produzenten zur Gesamtarbeit als ein außer ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen“ (MEW 23; 86). Ihr eigenes Produkt, die Welt der Waren und Märkte, erscheint den Menschen als ein naturwüchsiger Zusammenhang von Sachen, welcher Grund und Bedingung ihres Lebenszusammenhalts darstellt. In Wahrheit handelt es sich jedoch um das „Verhältnis der Personen zu ihrer wechselseitigen produktiven Tätigkeit“ (KPÖ 30). Ihr gesellschaftliches Verhältnis in der Produktion und Reproduktion, nicht das Austauschverhältnis der Waren zueinander bedeutet die Grundbestimmung ihres Daseins. So was soll es doch tatsächlich auch und gerade heute noch in der Form der „Sachzwänge“ geben, die meistens hausgemacht sind.

⁶³ Zur genaueren Analyse des Begriffs der „Entfremdung“ vgl. R. Jaeggi: Entfremdung. Zur Aktualität eines sozialphilosophischen Problems, Frankfurt/M 2005, S. 20 ff.

⁶⁴ G. Lukàcs: Geschichte und Klassenbewusstsein, a.a.O.; S. 97 f.

Abschnitt 5

Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse.

Die berühmte „Dialektik der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse“ – vor allem in ihrer Kurzfassung aus der Einleitung zu Marxens Schrift „Zur Kritik der politischen Ökonomie“, aber auch in der „Deutschen Ideologie“ (MEW 3) – nimmt einen zentralen Stellenwert in Adornos kritischer Theorie der Gesellschaft ein. Anders als im Falle der Arbeitswertlehre nimmt er sie allerdings nicht in einer nahezu unveränderten Gestalt auf! In der Tat hat diese „Dialektik“ sowie das damit einhergehende Modell von Basis und Überbau eine Fülle von normalwissenschaftlichen Rätseln mit den kontroversesten Lösungs- und Interpretationsvorschlägen hervorgerufen. Ich kann daher nur eine Skizze der Probleme versuchen, wie ich sie bei dieser „Dialektik“ sehe und nur ebenso kurz umreißen, wie Adorno damit umgeht, welche Schwierigkeiten er sieht und wie Vorschläge bei ihm aussehen, sie zu bearbeiten: Der Argumentationsaufbau im Vorwort des Textes „Zur Kritik der politischen Ökonomie“ von Marx hat insbesondere in der Tradition des Parteimarxismus geradezu den Status eines kanonischen Textes erklommen. Wehe, wenn einer daran kratzte. Vom „Ökonomismus“ und Dogmatismus des DIAMAT muss sich heute niemand mehr einschüchtern lassen. Das heißt aber nicht, es gäbe keine *deterministischen* Lesarten der „Dialektik der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse“ aus dem „Vorwort“ mehr. Die beiden Grundbegriffe „Produktivkräfte“ und „Produktionsverhältnisse“ müssen kurz erläutert werden, bevor sich die (scheinbare) „Dialektik“ zwischen ihnen umreißen lässt:

- *Produktivkräfte* stellen Produktionsmittel, nicht zuletzt Technologien, Geräte und Apparate dar. Zu den Produktivkräften rechnen aber auch intellektuelle Fähigkeiten. Zu nennen sind zudem das Geschick der individuellen Arbeitskraft, Kulturfertigkeiten, Wissen und Wissenschaft. Marx erwähnt ausdrücklich noch die „gesellschaftlichen Produktivkräfte“. Dazu lassen sich der Grad der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, die Arten und Intensitäten der Kooperation sowie Formen der Organisation der Zusammenarbeit rechnen. Gelegentlich betont er, eine revolutionäre Klasse bedeute *die* herausragende geschichtliche Produktivkraft. Die Initialzündung für die Kausalkette als Prinzip der Darstellung der Produktivkraftentwicklung hört sich unter diesen Voraussetzungen so an: *Die Produktivkräfte entwickeln sich fortschreitend in der Geschichte.* Warum eigentlich? Eine bekannte Antwort auf diese Frage kann als die Cohen-These bezeichnet werden:⁶⁵ Eine *fortschreitende* Entwicklung

⁶⁵ G.A. Cohen: Karl Marx` Theory of History. A Defence, Oxford 1978. Vgl. auch J. Ritsert: Der Kampf um das Surplusprodukt, Frankfurt/New York 1988, S. 134 ff.

der Produktivkräfte gibt es deswegen, weil Menschen bei allen Widrigkeiten der Umstände des Öfteren in der Lage sind, ihre Situation zu verbessern. Wenn eine solche Verbesserung – womöglich vom epochalen Rang wie die Erfindung des Rades oder des Ackerbaus und der Viehzucht – einmal gemacht wurde, dann sind die Menschen nur äußerst selten bereit, eine höher entwickelte Produktivkraft durch eine weniger entwickelte zu ersetzen. Voilà.

- *Produktionsverhältnisse* verstehen sich bei Marx in erster Linie als Eigentumsverhältnisse und diese wiederum als Klassenverhältnisse (d.h. als Herrschaftsverhältnisse in der Form einer Klassenstruktur). Eigentumsverhältnisse betreffen zunächst ganz allgemein die geschichtlich verschiedenartigen Arten und Weisen (Produktionsweisen), in denen sich die Menschen die Mittel und Bedingungen für ihr Leben in einer Gesellschaft durch individuelle Arbeit und kollektive Produktion zu eigen machen (können). Dem lässt sich am Besten der Begriff der *Aneignung* vorbehalten (vgl. Anhang III). Aber in der Geschichte der Zivilisationen ist dieser Vorgang unauflösbar mit dem der *Appropriation* des gesellschaftlichen Mehrprodukts (oder von Teilen desselben) durch mindestens eine soziale Klasse verwoben. Ein „Mehrprodukt“ besteht aus Überschüssen über das für die Reproduktion des Lebens je nach dem historischen Lebensstandard hinaus Notwendige (Nettosozialprodukt). Ein Mehrprodukt ist für Expansion gewiss unverzichtbar. „Appropriation“ bedeutet hingegen die kontingente Tatsache, dass mindestens eine Klasse von Menschen aufgrund ihrer Machtposition (nicht zuletzt aufgrund ihrer Verfügungsgewalt über Produktions- und Machtmittel) in der Lage ist, die Anteile des Mehrprodukts, die über das Maß hinausgehen, das zur Reproduktion des Lebens der abhängig Arbeitenden und den Erhalt der allgemeinen Lebensbedingungen kulturell notwendig ist, sich zu eigen zu machen. Insofern stellen sich die allgemeinen Eigentumsverhältnisse (Marx bezeichnet sie auch als die „ökonomische Struktur“) als eine krisenträchtige Einheit von Aneignung und Appropriation immer zugleich auch Klassenverhältnisse dar.

Das *ökonomistische* Modell der Produktivkraftdialektik im „Vorwort“ sieht auf diesem Hintergrund betrachtet so aus:

- Den Ausgangspunkt jener deterministischen Kausalkette, welche Marx einmal als „Leitfaden“ für seine „Studien“ ausgezeichnet hat (KpÖ 15), bildet eine Art Gleichgewichtszustand. Die Menschen werden in historisch bestimmte, „von ihrem Willen unabhängige“ gesellschaftliche Verhältnisse, damit auch in grundlegende Produktionsverhältnisse hineingeboren, welche die „ökonomische Struktur“ der Gesellschaft bilden. Die Produktionsverhältnisse, so Marx, „entsprechen“ in einer „bestimmten Entwicklungsphase“ der Gesellschaft „ihren materiellen Produktiv-

kräften“ (ebd.). Dieses Gleichgewicht als „Entsprechung“ ist kaum quantitativ exakt zu bestimmen. Aber man könnte beispielsweise an die Zeit denken, in der die Menschen in einer sehr langen Phase ihr Leben vorwiegend und mühselig durch Jagen und Sammeln reproduzierten, bis die Entdeckung von Ackerbau und Viehzucht in einigen Regionen, in Europa nicht zuletzt im Gebiet des „fruchtbaren Halbmondes“ auf der kleinasiatischen Halbinsel, wahrhaft einschneidende gesellschaftliche Veränderungen provozierte.⁶⁶ Die Menschen wurden z.B. sesshaft.

- Die Wirkung einer solchen Umwälzung beschreibt Marx mit den Worten: „Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten“ (ebd.). Die Produktionsverhältnisse, die im Gleichgewichtszustand von Zivilisationen z.B. als institutioneller Kontext des Rechts oder der Verwaltung selbst eine Entwicklungsbedingung der Produktivkräfte darstellen, schlagen nun „in Fesseln derselben um“ (ebd.).
- Eine tiefgreifende Entwicklung der Produktivkräfte bedeutet den auslösenden Kausalfaktor, gleichsam den Funken, der in das Pulverfass gesellschaftlicher Entwicklungsmöglichkeiten fällt. Denn in dem Maße, in dem die Produktionsverhältnisse zu einer Fessel für die Produktivkräfte werden, verschärfen sich die Spannungen zwischen diesen beiden Sphären innerhalb einer Gesellschaft. Es tritt schließlich „eine Epoche sozialer Revolution ein“ (ebd.). Das Pulverfass geht hoch.
- „Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um“. Diese These im Vorwort von Marx hat William Ogburn (1886-1959) in seinem Begriff des *cultural lag* zusammengefasst. Er besagt auch nichts anderes, als dass das System der Kulturwertideen im Überbau mit Verzögerungen auf die Veränderungen wesentlicher Technologien reagiert. Dadurch entstehen Probleme, Spannungen, Krisen und Konflikte in der Gesellschaft.
- Marx macht auf seine Weise an dieser Stelle eine Unterscheidung zwischen dem Standpunkt des wissenschaftlichen Beobachters dieses Vorgangs und dem Bewusstsein der Akteure in der gesellschaftlichen Realität. „In der Betrachtung solcher Umwälzungen muss man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu (!) zu konstatierenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und dem juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz, ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konflikts bewusst werden und ihn ausfechten“ (KpÖ 15).

⁶⁶ Vgl. dazu J. Diamond: *Guns, Terms, and Steel. The Fates of Human Societies*, New York 1999, S. 104 ff.

- Man kann aber Individuen, sagt Marx hier, nicht einfach nach ihrem Selbstverständnis, nicht danach beurteilen, was sie sich selbst dünken. Genau so wenig lassen sich epochale Umwälzungen nur im Rückgriff auf Bewusstseinsinhalte der Akteure erklären. Es verhält sich nach seiner Auffassung umgekehrt: Man muss „vielmehr dies Bewusstsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen erklären“ (ebd.).
- Damit verschärfen sich allerdings die logischen Probleme mit diesem zusammenfassenden Modell. Was ist in diesem Falle unter „erklären“ zu verstehen? Was sind „Widersprüche“ des materiellen Lebensprozesses?
- Marx lässt im Vorwort wenig Zweifel daran, dass er unter gesellschaftlichen Widersprüchen endogen erzeugte soziale Probleme und Konflikte versteht, die sich zu scharfen gesellschaftlichen *Antagonismen* zugezw. *Systemkrisen* spitzt haben (vgl. KpÖ 16). Sie können nach seiner Auffassung in ihrer schärfsten Ausprägung aber nur dann auftreten, wenn „alle Produktivkräfte entwickelt sind“ (ebd.). Einige Interpreten, gelegentlich sogar Adorno, greifen an dieser Stelle auf eine Art *Scheindialektik* zurück (Adorno geht jedoch an vielen anderen Stellen in Richtung auf ein logisch schärferes Verständnis von Dialektik hinaus): Weil die Gesellschaft von „Widersprüchen“, sprich: Antagonismen durchzogen ist, muss die Darstellung unter Verstoß gegen das logische Prinzip der Widerspruchsfreiheit von Aussagenordnungen geschehen. Damit kommt es zu einer Konfusion von logischem Widerspruch und gesellschaftlichem Antagonismus. Ich glaube, dass es sich heute niemand mehr leisten kann, so zu tun, als verstünde sich der dialektische Begriff des „Widerspruches“ von selbst und belege zudem hinreichend, dass es sich bei dem sehr komprimierten Aussagenzusammenhang aus dem Vorwort um eine „Dialektik“ (in einem schärferen Hegelschen Sinn der Hegelschen Widerspruchslehre) handele. Denn man muss seine Aussagen in keiner Weise ernsthaft „dialektisch“ organisieren, um feststellen zu können, dass irgendetwas durch scharfe „Gegensätze“ zum Hindernis für die Entwicklung von irgendetwas anderem wird.
- Charakteristisch ist auch die in gewisser Hinsicht fortschrittsoptimistische These von Marx, die sich im Schoß der bürgerlichen Gesellschaft entwickelnden Produktivkräfte schafften „zugleich die materiellen Bedingungen zur Lösung dieses Antagonismus. Mit dieser Gesellschaftsformation schließt daher die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab“ (ebd.).

Ich möchte mit allem Nachdruck betonen, dass das Vorwort „Zur Kritik der politischen Ökonomie“ nach meiner Auffassung *überhaupt kein Markenzeichen* für die *tatsächliche* Rolle darstellt, die „Dialektik“ bei Marx spielt. Um sich darüber

aussichtsreicher den Kopf zerbrechen zu können, müsste man sich mit Texten wie z.B. seiner sog. „Wertformanalyse“ oder mit den Kreislauffiguren aus dem Zweiten Band des >Kapital< oder verschiedenen Passagen aus den „Grundrissen“ etc. befassen. Beim Blick auf die logische Grundstruktur des Schemas von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen im Vorwort eröffnen sich allerdings auch unabhängig davon *zwei* grundsätzliche Möglichkeiten der Deutung. Wenn man die Verweise auf den Standpunkt des wissenschaftlichen Beobachters, vor allem aber auf eine – von an der herausragenden Bedeutung der newtonschen Mechanik für das Wissenschaftsverständnis des 19. Jhs. naheliegende – „naturwissenschaftlich getreu“ verfahrenen Erklärung oder auf „Naturgesetze“ der Gesellschaft zielende Aussagen wie z.B. aus dem Vorwort zur 1. Auflage des >Kapital< aufgreift, dann scheint Marx tatsächlich einen *deterministischen Kausalzusammenhang* vor Augen zu haben. 1. Voraussetzung des Modells: Die Produktivkräfte entwickeln sich (von selbst?). 2. Voraussetzung des Modells: Die Produktionsverhältnisse verändern sich langsamer als die Produktivkräfte. Dadurch kommt es zu einem wachsenden Spannungsverhältnis zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen. Dieses bewirkt die Verschärfung von Problemen zu Krisen und sozialer Konflikte zu scharfen Antagonismen. Letztendlich muss es notwendigerweise zu einer sozialen Revolution kommen wie sie Marx mit der französischen vor Augen hatte. Mit Verzögerungen wälzt sich notwendigerweise auch der gesamte kulturelle Überbau um. Es kommt zu einem neuen Gleichgewicht oder aber – wie Marx meint – die Vorgeschichte der Menschheit endet. Diese Zusammenhänge werden gleichsam als eine quasi-naturgesetzliche Abfolge der Ereignisse interpretiert. Das ist die eine Möglichkeit.

Man kann dem Vorwort statt dieser Kausalkette aber auch – wie es in der Tat recht häufig geschehen ist – die Struktur einer *Minimaldialektik* entnehmen.⁶⁷ Diese weist nicht die Mängel der Scheindialektik auf und sieht in groben Zügen so aus: Es gibt einen Ausgangszustand im (schwierig zu bestimmenden) Gleichgewicht. Bestimmte *immanente (endogene) Wirkungsfaktoren*, Aktionen und Abläufe, Probleme und Krisen erzeugen jedoch eine *innere Gegenbewegung* gegen Bestandsbedingungen des bisherigen Zustandes. Es kommt im weiteren Zeitablauf entweder zu einem Zusammenbruch oder zur Erreichung eines neuen Gleichgewichtszustandes u.U. auf einem höheren Niveau („Fortschritt“). Darüber entscheidet kein „Geschichtsgesetz“, sondern die oftmals ungeplanten Effekte des Gewimmels verschiedenartiger Praxisformen, aber auch Effekte einer gezielteren Praxis. Dass die Kämpfe um das Surplusprodukt besonderes Gewicht haben, dürfte sich leicht dem Gewicht entnehmen lassen, das alle Welt „der Wirtschaft“ beilegt und beilegen muss. Das sieht an der Oberfläche ein wenig nach dem klapprigen Schema von „Thesis, Antithesis und Synthesis“, also nach jenem zinkenarmen Kamm aus, über den Hegel so gern geschoren wird (Naivdi-

⁶⁷ Zur Unterscheidung von Minimaldialektik und Scheindialektik vgl. J. Ritsert: Colloquia III: Randbemerkungen zur Sozialphilosophie (erscheint Anfang 2014).

alektik).⁶⁸ Gemessen an der logischen Komplexität von Hegels tatsächlichem Verständnis von Dialektik handelt es sich gleichwohl um eine (für bestimmte Zwecke durchaus taugliche!!) Minimalbestimmung.

⁶⁸ Zu einer ausführlicheren Erläuterung des Begriffs der „Minimaldialektik“ vgl. auch J. Ritsert: *Moderne Dialektik und die Dialektik der Moderne*, a.a.O.; S. 192 ff.

Abschnitt 6:

Basis und Überbau.

Wirklich einschneidende Veränderungen an der „Dialektik der Produktivkräfte und der Produktionsverhältnisse“ nimmt Adorno im Hinblick auf ein theoretisches Problem vor, das Marx ebenfalls mit einer vielzitierten Passage des „Vorwortes“ zur KpÖ aufgeworfen hat: „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewusstseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozess überhaupt. Es ist nicht das Bewusstsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewusstsein bestimmt“ (KpÖ 15). Darin stecken fast alle logischen Probleme, die bis auf den heutigen Tag mit irgendeiner Unterscheidung zwischen Basis und Überbau einer Gesellschaft einhergehen. Was ist die ökonomische Basis des Kapitalismus? Ich setze sie mit dem gleich, was das *Wertgesetz* zum Inhalt hat. Dieser Begriff soll hier jedoch *nicht*, wie es oftmals üblich ist, mit dem des „gesellschaftlichen Seins“ gleichgesetzt werden. Denn von der letzteren Kategorie lässt sich ein allgemeinerer Gebrauch machen: Während das Wertgesetz die spezifisch kapitalistische Form bezeichnet, das universalgeschichtlich zentrale Systemproblem der materiellen Reproduktion des Gattungslebens zu bearbeiten, kommt beim „gesellschaftlichen Sein“ noch das ebenso fundamentale Bezugsproblem der sexuellen Reproduktion, also das Geschlechter- und Generationenverhältnis in seiner jeweiligen geschichtlichen Ausprägung hinzu. Denn zu den materiellen Voraussetzung der menschlichen Existenz gehört selbstverständlich, „dass die Menschen, die ihr eigenes Leben täglich neu machen, anfangen, andre Menschen zu machen, sich fortzupflanzen – das Verhältnis zwischen Mann und Weib, Eltern und Kinder, die *Familie*“ (MEW 3; 29). Dem gesellschaftlichen Sein stellt Marx das „gesellschaftliche Bewusstsein“ gegenüber. Dieses umfasst einerseits die allgemeinen ethischen, religiösen, juristischen, ästhetischen Normen, Regeln und Kriterien der Kultur, andererseits Inhalte des individuellen Bewusstseins, so z.B. die „Situationsdeutungen“ einer spezifischen Person. So weit, so möglicherweise gut. Das Sein *bestimmt* das Bewusstsein, heißt es jedoch im Zitat. Das stellt eine Aussage über den Grundtypus der Relation zwischen Basis und Überbau dar. An der Lesart des Verbums „bestimmen“ scheiden sich die Geister der Rechtgläubigen von denen der Ungläubigen. Die ganz streng marxistische Orthodoxie liest „bestimmen“ als „mit Notwendigkeit bewirken“, also deterministisch. Ich gehe davon

aus, dass diese – den „Ökonomismus“ im Kern kennzeichnende – Position heutzutage allenfalls noch in ganz extravaganten Kreisen vertreten wird. Für den Ökonomismus ist aber zudem auch eine weitere deterministische Auffassung darüber charakteristisch, wie es zur gesellschaftlichen Dynamik, auch zur Dynamik des Überbaus kommt. Infolge der sich letztendlich in einer Revolution entladenden Spannung zwischen Produktivkräften und zur Fessel gewordenen Produktionsverhältnissen wälzt sich der gesamte ideelle Überbau einer Gesellschaft *mit gleichsam naturgesetzlicher Notwendigkeit* (wenn auch mit einigen Verzögerungen) um. Adorno hat in seiner Rede vor dem 16. Deutschen Soziologentag 1968 als scheidender Präsident der DGS damals im marxistischen Diskurs in Ost und West gängigen deterministischen Grundvorstellungen von der „Produktivkraftdialektik“ in Frage gestellt.⁶⁹ „Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft?“ war das Thema der Soziologenversammlung in der Frankfurter Festhalle. Die Frage lautete vor allem, ob sich die Staaten des Ostblocks und die des Westens in der Hinsicht einander annäherten, dass sie gemeinsame Grundzüge des umfassenderen Typus „Industriegesellschaft“ wenn auch mit je verschiedenen Merkmalen ihrer Herrschaftsordnung aufwiesen? (Konvergenzthese). Oder musste man an einschneidenden Differenzen zwischen den Systemen festhalten, die es erforderlich machten, die westlichen Gesellschaften weiterhin als „Kapitalismus“ zu begreifen, wenn er auch aufgrund einiger einschneidender Veränderungen als „Spätkapitalismus“ zu bezeichnen sei? Adorno hat diese Fragen verschärft interpretiert. Für ihn geht es beim Kongressthema darum, „ob noch das kapitalistische System nach seinem wie immer auch modifizierten Modell herrsche, oder ob die industrielle Entwicklung den Begriff des Kapitalismus selbst, den Unterschied zwischen kapitalistischen und nichtkapitalistischen Staaten, gar die Kritik am Kapitalismus hinfällig gemacht habe“ (Soz 354). Im Verlauf seines Vortrages macht er folgende Anmerkungen zur klassischen Dialektik der Produktivkräfte und der Produktionsverhältnisse: „In Kategorien der kritisch-dialektischen Theorie möchte ich als erste und notwendig abstrakte Antwort vorschlagen, dass die gegenwärtige Gesellschaft durchaus Industriegesellschaft ist nach dem Stand ihrer Produktivkräfte. Industrielle Arbeit ist überall und über alle Grenzen der politischen Systeme hinaus zum Muster der Gesellschaft geworden“ (Soz 361). Der Typus „Industriegesellschaft“ entwickelt sich deswegen zu einer Totalität, weil „Verfahrensweisen, die den industriellen sich anähneln, ökonomisch zwangsläufig auch auf Bereiche der materiellen Produktion, auf Verwaltung, auf die Distributionssphäre und die, welche sich Kultur nennt, ausdehnen“ (ebd.). Doch die westliche Gesellschaft ist nach Adorno in ihren *Produktionsverhältnissen* im Kern durchaus Kapitalismus geblieben. Denn „stets noch sind die Menschen, was sie nach der Marxischen Analyse um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren: Anhängsel der Maschinerie, nicht mehr bloß buchstäblich die Arbeiter, welche nach der Beschaffenheit der Maschinen sich

⁶⁹ Vgl. Th. W. Adorno: Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft?, in ders.: Soziologische Schriften I, Frankfurt/M 1979, S. 354 ff. Vgl. auch St. Müller-Doohm: Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft?, in: G. Kneer und St. Moebius: Soziologische Kontroversen, a.a.O.; S. 131 ff.

einzurichten haben, die sie bedienen, sondern weit darüber hinaus metaphorisch, bis in ihre intimsten Regungen hinein genötigt, dem Gesellschaftsmechanismus als Rollenträger sich einzuordnen und ohne Reservat nach ihm sich zu modeln“ (ebd.). Das Wertgesetz gilt weiter: „Produziert wird heute wie ehemals um des Profits willen“ (ebd.). Der Gebrauchswert der Waren, ihre Qualität rückt an die zweite Stelle der ökonomischen Transaktionen, der Gewinn an die erste. „Nicht nur werden die Bedürfnisse bloß indirekt, über den Tauschwert befriedigt, sondern in wirtschaftlich relevanten Sektoren vom Profitinteresse selber erst hervorgebracht, und zwar auf Kosten objektiver Bedürfnisse der Konsumenten, wie denen nach zureichenden Wohnungen, vollends nach Bildung und Information über die wichtigsten sie betreffenden Vorgänge“ (Soz 361 f.). Adorno wendet sich dagegen, die technischen Produktivkräfte womöglich gar bis zur Technikfeindlichkeit zu verteufeln. „Nicht die Technik ist das Verhängnis, sondern ihre Verfilzung mit den gesellschaftlichen Verhältnissen (mit den Produktionsverhältnissen als Herrschaftsverhältnissen – J.R.), von denen sie umklammert wird“ (Soz 362). Man brauche sich nur daran zu erinnern, „dass die Rücksicht auf das Profit und Herrschaftsinteresse die technische Entwicklung kanalisierte: sie stimmt einstweilen fatal mit Kontrollbedürfnissen zusammen“ (Soz 362 f.). Adorno besteht bis zuletzt mit aller Entschiedenheit darauf, dass die kapitalistischen Produktionsverhältnisse ein System sozialer Ungleichheit darstellen, das durch eine selbstverständlich (im Vergleich zum 19. Jh.) modifizierte Klassenstruktur geprägt wird. In seiner Vorlesung zur Einleitung zur Soziologie aus dem Jahre 1968 geht er beispielsweise davon aus, dass er sich mit den Zuhörerinnen und Zuhörern wenigstens in dem Punkt einig sein wird, nämlich „dass die Frage >Klasse oder nicht?< eine entscheidende Frage überhaupt für die Beurteilung der gegenwärtigen Gesellschaft ist“ (ELS 42). Wenn es die Klassenverhältnisse noch gibt, dann verweisen die kapitalistischen Produktionsverhältnisse – folgt man der Terminologie von Marx – auf charakteristische Eigentumsverhältnisse als Appropriationsverhältnisse (Appropriation des Mehrwertes), aber sie haben nach Adornos Auffassung ihren Charakter verändert. „Die (= Produktionsverhältnisse – J.R.) sind nicht länger mehr allein solche des Eigentums, sondern der Administration, bis hinauf zur Rolle des Staates als Gesamtkapitalisten“ (Soz 363). Um die gegebenen Produktionsverhältnisse einschätzen zu können, muss man also ihren Charakter als „verwaltete Welt“ (Adorno) sowie den stummen Zwang anonymer gesellschaftlicher Strukturen und Prozesse entscheidend mit einbeziehen. Auf diesem Hintergrund lautet seine die klassische Produktivkraftdialektik ein Stück weit sogar *umkehrende* Hauptthese: „Signatur des Zeitalters ist die Präponderanz der Produktionsverhältnisse über die Produktivkräfte, welche doch längst der Verhältnisse spotten“ (ebd.) Dass die Produktivkräfte der Verhältnisse spotten, heißt dann wohl, dass sie an sich mehr Möglichkeiten eröffnen, als sie der herrschenden Interessen wegen realisiert werden.

„Das Sein bestimmt das Bewusstsein“. Wie steht Adorno zu dieser plakativen Aussage aus dem Vorwort, die inzwischen allenthalben als geflügeltes Wort herumflattert? Es bezeichnet genau genommen ein *Problem*, das sämtliche Leh-

ren von der Gesellschaft belästigt. Denn die Unterscheidung zwischen gesellschaftlichem Sein und gesellschaftlichem Bewusstsein stellt ein Grundprinzip der Ordnung des Diskurses in ganz verschiedenen Ansätzen der Gesellschaftswissenschaften dar. Die Etiketten und wesentliche Bedeutungsschichten sind nur verschieden. Wenn eine kleine Auswahl gefällig ist:

- Klassenlage und Klassenbewusstsein.
- Sinn und gesellschaftliche Faktizität.
- Norm und Substrat.
- Sozialstruktur und Semantik.
- Struktur und Kultur.
- Sprachspiel und Lebensform.
- Diskurs und Gesellschaft.
- Objektive und subjektive Daten der Sozialforschung usf.

Philosophisch könnte man auch noch die Grundunterscheidungen zwischen

- Geist und Materie,
- Wesen und Erscheinung

hinzunehmen.

Es gibt eigentlich nur zwei einflussreiche Positionen, welche das Schema von Sein und Bewusstsein loszuwerden *scheinen*. Für einen wirklich radikalen Ökonomismus müsste eigentlich jede Regung des individuellen Bewusstseins oder die Existenz und Entwicklung überindividueller Kulturwertideen des Überbaus insgesamt eine streng gesetzmäßig (notwendige) Konsequenz ökonomischer (also mit der Reproduktion des individuellen und/oder kollektiven Lebens zusammenhängender) Kausalfaktoren sein. „Und nichts hat einen Sinn, das Fallen des Steines ebensowenig wie der Klassenkampf des Proletariats, außer dem ‘Sinn’, dass beide nach den Natur- bzw. Gesellschaftsgesetzen verlaufen müssen.“⁷⁰ Diese Aussage liefert eine beispielhaft klare Erscheinungsform des dogmatischen Ökonomismus, der sich bedauerlicherweise so gern mit dem philosophischen Materialismus gleichsetzte. Den strikten Gegenpol dazu liefert der radikale Konstruktivismus als aktuelle Erscheinungsform des absoluten Idealismus. Das Sein, so sagt etwa Umberto Eco, wird von Konstruktivisten als „radikal nichts anderes ... als eine Wirkung der Sprache“ gedacht.⁷¹ I. Hacking, der ebenfalls die allergrößten Vorbehalte gegen diesen Denkstil hegt, bemängelt, dass für die Meister des Dekonstruktivismus nur das existiert, „worüber gesprochen wird“.⁷² In dieser Perspektive erscheint alles Sein, auch das gesellschaftliche Sein als *gleich* (sprich: identisch mit) einem linguistischen Sein. Das für

⁷⁰ L. Rudas: Die Klassenbewusstseinstheorie von Lukács I, in: Arbeiterliteratur, Wien 1924, Heft 10. Er wendet sich gegen die Diskussion über „Sinn“§ bei G. Lukács.

⁷¹ U. Eco: Kant und das Schnabeltier, München/Wien 2000, S. 62.

⁷² I. Hacking: Was heißt >soziale Konstruktion<. Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften, Frankfurt/M 1999, S. 46.

mich immer noch eindrucksvollste Beispiel für diese bis vor Kurzem modische Version des absoluten Idealismus liefert eine heroische Stellungnahme von Bruno Latour zu pathologischen Befunden über den Tod Ramses des II. (Der Fairness wegen sei betont: Diese schlichte Form der Postmodernität hat Latour inzwischen sicher weit hinter sich gelassen, wenn er sie überhaupt jemals ernsthaft vertreten hat). Eine Untersuchung der Mumie von Ramses II durch französische Wissenschaftler hatte 1976 zu dem Ergebnis geführt, dass er an Tuberkulose gestorben ist. Dass er nicht durch Maschinengewehrfeuer getötet wurde, das hält auch Latour für ausgemacht. Aber an Tuberkulose könne er nicht gestorben sein; denn – so fragt Latour (vermutet wird: im Ernst!) – „wie konnte er an einem Bazillus sterben, der 1882 von Robert Koch entdeckt wurde?“⁷³ Auf seine Weise hat sich sogar schon Marx über diesen Denkstil mokiert: „Ein wackrer Mann bildete sich einmal ein, die Menschen ertränken nur im Wasser, weil sie vom *Gedanken der Schwere* besessen wären. Schlügen sie sich diese aus dem Kopfe, etwa indem sie dieselbe für eine abergläubige, für eine religiöse Vorstellung erklärten, so seien sie über alle Wassergefahr erhaben. Sein Leben lang bekämpfte er die Illusion der Schwere, von deren schädlichen Folgen jede Statistik ihm neue und zahlreiche Beweise lieferte. Der wackre Mann war der Typus des neuen deutschen revolutionären Philosophen“ (MEW 3; 14). Wenn man weder die gnadenlose Entschlossenheit des Ökonomismus, noch die wackere Haltung des radikalen Konstruktivismus aufzubieten vermag, dann steht unsersins zwangsläufig vor dem *Vermittlungsproblem zwischen Basis und Überbau*. Die entscheidende Frage lautet in diesem Falle: Wie sehen die empirischen Relationen zwischen Basis und Überbau aus und welche Metastruktur(en) übergreift (übergreifen) womöglich die Vielfalt der einzelnen Beziehungen? Kann es nur, wie der Ökonomismus voraussetzt, die Kausalrelation sein? Dass er für den Ökonomismus gar nichts übrig hat, daran lässt Adorno nicht den geringsten Zweifel. Gleichwohl besteht er auf der Lehre vom „Primat der Ökonomie“. So betont er, „dass die Wirtschaft nicht nur heute den Vorrang über die Gesellschaft habe, sondern (jener) schon zu allen Zeiten – wenn auch in verschieden starkem Maße – vorhanden gewesen sei“ (AKpÖ 285). Das wirft natürlich sofort die gute alte Frage auf: Wie kann man die notwendigerweise von der Basis zum Überbau verlaufende Kausalrelation (Engels behilft sich mit dem Kausalkonzept der Wechselwirkung) als Metastruktur der Verhältnisbestimmungen von Basis und Überbau in Frage stellen und dennoch am Primat der Ökonomie (bzw. des gesellschaftlichen Seins) festhalten?

Am aussichtsreichsten für einen Versuch zur Rekonstruktion der Antwort Adornos auf diese Fragen erscheinen mir weiterhin die Argumente in seinem Artikel „Ideologie“ aus den „Soziologischen Exkursen“ (SE).⁷⁴ Er geht von dem seit Francis Bacon und französischen Aufklärungsphilosophen wie Helvétius

⁷³ So jedenfalls stellen A. Sokal und J. Bricmont diesen eigentümlichen Diskurs dar. Vgl. A. Sokal/J. Bricmont: *Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften missbrauchen*, München 1999, S. 117.

⁷⁴ Institut für Sozialforschung: *Soziologische Exkurse. Nach Vorträgen und Diskussionen*, Frankfurter Beiträge zur Soziologie, Band 4, Frankfurt/M 1956, S. 162 ff.

und d`Holbach geläufigen Theorem aus, Ideologien hätten entscheidend etwas mit dem Zusammenhang zwischen Erkenntnis (Wissen) und materiellen Interessen zu tun. Durch die Beziehung von geistigen Gehalten auf interessenabhängige „Motivationszusammenhänge“ beziehe die Ideologienlehre „geistige Gehalte“ in die Dynamik der Gesellschaft ein (SE 162). Für die klassischen Ideologietheoretiker der frühen Aufklärungszeit sollen „sie (d.h.: geistige Produkte – J.R.) ... willentlich oder unwillentlich im Dienst partikularer Interessen stehen“ (ebd.). Mit dieser Formulierung scheint eine theoretische Vorentscheidung gefallen zu sein, die von der klassischen frühbürgerlichen Ideologietheorie seit Bacon her bekannt ist: Sonderinteressen werden wie ein singulärer gesellschaftlicher *Kausalfaktor* behandelt, der entscheidend zur Verfälschung von Ideen, also zum „falschen Bewusstsein“ beiträgt. Versteht man hingegen „Interesse“ (neben einer Reihe anderer Möglichkeiten)⁷⁵ ganz schlicht und einfach als selektive Aufmerksamkeit im Sinne eines Erkenntnisinteresses, damit als eine durch normative Prinzipien (Werte) gesteuerte Selektivität der Betrachtung, dann stellt sich dieser Zusammenhang ganz anders dar! Um die Selektivität von Perspektiven, die man mit Marx Webers Lehre von der grundsätzlichen Wertbeziehung aller Erkenntnis einerseits, mit Karl Mannheims (nicht mit dem Relativismus zu verwechselnden!) „Relationismus“ andererseits in Verbindung bringen kann, kommt kein endliches Wesen herum. Man kann dies in Anlehnung an K. Mannheim als den Grundsatz der „Aspektstruktur“ der Erkenntnis bezeichnen. Für den Perspektivismus müssen also „partikulare“, d.h. jedoch zunächst nur: in eine begrenzte Richtung weisende kognitive Interessen *gerade nicht* mit Notwendigkeit in einem falschen Bewusstsein ausmünden. Selbst ein ganz einfacher und facettenarmer Gesichtspunkt ist also nicht schlechthin *per definitionem* falsch, sondern kann allenfalls als theoretisch undifferenziert oder praktisch nicht hinreichend betrauert werden. Aber selbstverständlich steckt in Adornos Hinweis auf die Partikularität noch ein ganz anderer, ein in der Tat ideologietheoretisch bedeutsamer Gedanke: Weder „das Interesse“ im Allgemeinen, noch „Interesse“ im Sinne einer von irgendwelchen Wertideen gelenkten Aspektstruktur im Besonderen, sondern Interessenpartikularitäten in der *spezifischen Form von Macht- und Herrschaftsinteressen* stellen diejenigen Faktoren dar, welche Ideen zu Ideologien verkehren. Wie John B. Thompson ebenso kurz wie bündig verkündet: „Ideologie ist, ganz allgemein verstanden, *Sinngehalt* (meaning) im Interesse der Macht.“⁷⁶ Adorno hätte bei all seinen Vorbehalten gegen griffige Definitionen wenig Mühe gehabt, sich dieser Kurzformel anzuschließen. Denn „linke Enzyklopädisten“ wie Helvétius und d`Holbach haben nach seiner Auffassung ja schon ganz klar eingesehen, dass die soziale Funktion von Ideologien im Kern darin besteht, ungerechte Zustände, also den Interessen der Herren bequeme gesellschaftliche Verhältnisse, zu rechtfertigen, aufrechtzuerhalten und

⁷⁵ Vgl. dazu J. Ritsert: Materialien zur Kritischen Theorie der Gesellschaft, Heft 13: Problem, Interesse und Wert, Frankfurt/M ab 2009 und ders.: Wert. Warum un etwas lieb und teuer ist, Kapitel 7, Wiesbaden 2013,

⁷⁶ J. B. Thompson: Ideology And Modern Culture. Critical Theory in the Era of Mass Communication, Oxford 1990, S. 7.

damit sich „der Verwirklichung des Glücks und der Herstellung einer vernünftigen Gesellschaft“ entgegensetzen (SE 164). Nur, wie hat man sich das Verhältnis von Erkenntnis und Interesse genauer vorstellen? Wie hat man sich diese Beziehung vor allem dann vorzustellen, wenn die Annahme „materielle“, sprich: „ökonomische Interessen“ führten mit kausal gesetzmäßiger Notwendigkeit zur Verkehrung der Ideen in das „falsche Bewusstsein“ in ihrer orthodoxen Form nicht zu halten ist? Schon Friedrich Engels hat ja *diese* Art der deterministischen Vereinfachung der problematischen Verhältnisbestimmung zwischen Erkenntnis und Interesse zurückgewiesen. Aber seine einleuchtende Rücksicht auf eigenständige Wirkungsmöglichkeiten des Überbaus wird mit einer schwierigen salvatorischen Klausel versehen. Obwohl der Eigensinn und die Eigendynamik des kulturellen Überbaus nicht zu leugnen ist, bleibe „in letzter Instanz“ die Basis doch „bestimmend“. Was heißt da „bestimmend“ und was heißt da „letzte Instanz“? Es werden auf diesem Wege mehr logische Probleme aufgeworfen als gelöst. Adorno sagt daher lakonisch: „Die Binsenweisheit, dass Ideologien ihrerseits auf die gesellschaftliche Realität zurückwirken, genügte nicht“ (SE 168). Mit einer Reihe von Ideologien verhält es sich ähnlich wie mit „Rationalisierungen“ nach den Grundsätzen der psychoanalytischen Lehre. Rationalisierungen weisen ja einen eigentümlichen Doppelcharakter auf: Die *ratio* kommt bei Rationalisierungen ausdrücklich in den Sprach- oder Denkspielen einer Person zum Zuge. Denn sie folgen logischen Regeln schlüssiger Argumentation und der Begründung. Allein darin unterscheidet sich die Rationalisierung schon vom „dumpfen“ Vorurteil. Das Individuum macht sich und anderen mit ihrer Hilfe etwas als vernünftig vor und diese Selbsttäuschung enthält entschieden mehr Vernunftbestimmungen als beispielsweise der Selbstbetrug oder gar die blanke Regression. Gleichzeitig stimmt einiges nicht. Der Einzelne täuscht *sich* (und andere) über etwas hinweg. Insofern verschränken sich Vernunft und trügerischer Schein, Wahrheit und Unwahrheit. Genau diese Qualitäten registriert Adorno insbesondere an politischen Ideologien des beginnenden bürgerlichen Zeitalters. Sie orientieren sich nach seiner Auffassung nicht nur an Vernunftprinzipien des Diskurses, sondern auch an „vernünftigen“ gesellschaftlichen Normen in Gestalt von Gerechtigkeitsvorstellungen, welche mit den Wertideen, die in den bestehenden Verhältnissen umlaufen, nicht schlechthin apologetisch übereinstimmen und ebenso wenig bloß „kulturell relativ“ sind. Sie dienen sogar der Problematisierung und Kritik der bestehenden Verhältnisse. Darin besteht ihre Wahrheit. Aber sie enthalten zugleich (wie die psychoanalytischen Rationalisierungen) Momente der Täuschung und Selbsttäuschung. Denn sie können sich oftmals nicht völlig von bestimmten partikularen Herrschaftsinteressen und Irrationalitäten des Zeitgeistes ablösen. Ideologiekritik versucht, dieses komplexe Verhältnis von „wahr und falsch zugleich“ auszuloten. Daher gibt es für Adorno ein „dialektisches Problem der Ideologien“. Dieses besteht darin, dass Ideologien zwar „falsches Bewusstsein, aber doch nicht nur falsch sind“ (SE 175). Dabei konfrontiert dieser Typus von Ideologie nach seiner Auffassung im Stile der Hegelschen Dialektik Geistiges (Vernünftiges) „mit seiner Verwirkli-

chung“, mit der Verfassung der Wirklichkeit (SE 169). „Denn *Ideologie ist Rechtfertigung*. Sie setzt ebenso die Erfahrung eines bereits problematischen gesellschaftlichen Zustandes voraus, den es zu verteidigen gilt, wie andererseits die Idee der Gerechtigkeit selbst, ohne die eine solche apologetische Notwendigkeit nicht bestünde und die ihr Modell am Tausch von Vergleichbarem hat. Wo bloße unmittelbare Machtverhältnisse herrschen, gibt es eigentlich keine Ideologien“ (SE 168). Den strikten Gegenpol zu Rechtfertigungsideologien liefert in der Tat die blanke Apologie. In ihrem Falle muss klassische Ideologiekritik versagen. Sie ist „zu ersetzen durch die Analyse des *cui bono*“ (SE 169), also durch die Aufdeckung der Vorteile, die bestimmte Gruppierungen durch die Verbreitung der entsprechenden Legenden erzielen. Diskurse der Vertreter von Lobbys mögen bei ihren öffentlichen Verlautbarungen noch ein Stück weit Wert auf den Schein eines überzeugenden Argumentes legen. Doch durch ihre fadenscheinigen Sprachspiele scheint normalerweise das nackte ökonomische Interesse hindurch. Im Extremfall entsteht im Überbau ein „Dschungelrecht des Geistes“, wobei „Wahrheit zur bloßen Funktion der sich je durchsetzenden Macht“ wird (SE 171). Ideologien erscheinen dann als Diskurse, in die nichts als der reine Wille zur Macht investiert ist. Am blanken Willen zur Macht hängt die Durchschlagskraft der „Argumente“. Insbesondere die Ideologien totalitärer Staaten erheben gar keine Ansprüche mehr auf „Autonomie und Konsistenz“, also auf Vernunftkriterien. Sie erzielen Unterstützung und Einverständnis der Beherrschten für ihre (wie im Stalinismus) nicht zufällig und ausdrücklich „Ideologie“ genannten „Weltanschauungen“ durch Drohung, Terror, Manipulation, nicht zuletzt aber durch die Mobilisierung von Ressentiments und Vorurteilen eben jener „Massen“, in deren Interessen zu handeln sie vorgeben (ebd.). „Weiter bleibt zu fragen, warum und welche Weise die moderne Gesellschaft Menschen hervorbringt, die auf jene Reize ansprechen, die solcher Reize bedürfen und deren Sprecher in weitem Maße die Führer und Demagogen aller Spielarten sind“ (SE 170). Das sind Fragen der empirischen Sozialforschung, die in eine Richtung gehen, wie sie Adorno mit der Studie über die „Autoritäre Persönlichkeit“ eingeschlagen hat. Gegen kontrafaktisch entworfene normative Ideen des bürgerlichen Zeitalters wie es „Freiheit, Menschlichkeit, Gerechtigkeit“ (SE 175) sind, ist an sich nichts einzuwenden. Im Gegenteil: In ihrem Lichte kann die Unzulänglichkeit der bestehenden Verhältnisse deutlicher hervortreten. Ein Stück falsches Bewusstsein schleicht sich bei ihnen erst ein, wenn sie sich so gebärden, „als wären sie bereits realisiert“ (ebd.). Im Artikel „Ideologie“ der „Soziologischen Exkurse“ zeichnet Adorno zudem die klarsten Umrisse seines *dialektischen* Verständnisses von Ideologienbildung und Ideologien. Hierbei handelt es sich beileibe nicht mehr um die zuvor beschriebene Minimaldialektik, geschweige denn um die Naivdialektik des Dreitakters von Thesis, Antithesis und Synthesis. Ganz im Gegenteil: Die Organisation seiner Argumente folgt (implizit) hier der Syntax und Semantik jener zum Begriff des „Widerspruches“ führenden Dialektik von Wesen und Erscheinung, die nach meiner Auffassung die tragfähigsten logischen Möglichkeiten bereit stellt, mit dem Vermittlungs-

problem zwischen Basis und Überbau fertig zu werden. Adornos Überlegungen zur dialektischen Vermittlung zwischen Basis und Überbau setzen sich meiner Meinung nach aus folgenden Thesen zusammen. Ich stelle dabei Interpretations-hypothesen zu ihrer *Schlüsselsemantik* einerseits, zu ihrer *Syntax* andererseits auf. Die pragmatische Dimension dieser Theoreme besteht natürlich im Anspruch auf triftige *Ideologiekritik* als ein Modus von Gesellschaftskritik überhaupt. .

Semantik

(a) Die Verwendung des Ideologiebegriffs, so sagt Adorno, macht erst im Angesicht all jener Zeiten Sinn, in welchen „ein Geistiges selbständig, substantiell und mit eigenem Anspruch aus dem gesellschaftlichen Prozess hervortritt“ (SE 176). Das kann man wahrscheinlich einfach so lesen: Die Trennung von Hand- und Kopfarbeit stellt eine gesellschaftliche Bedingung jeder Ideologienbildung dar. Das deckt sich z.B. mit jener berühmten Textstelle aus Aristoteles' „*Metaphysik*“, wo die Verbindung zwischen der Muße für spezialisierte Kopfarbeit (von Priestern, Schreibern etc.) auf die Appropriation des agrarischen Surplus durch die Herrschenden im alten Ägypten zurückgeführt wird. „Erst als bereits alle derartigen Künste (Fähigkeiten zum Umgang mit den „unumgänglichen Notwendigkeiten des Lebens“ – J.R.) entwickelt waren, entdeckte man die Wissenschaften, die sich nicht allein auf die Lust und die Lebensnotwendigkeiten bezogen, und das erstmals in diesen Gebieten, wo man sich Muße leisten konnte. Daher entstanden auch die mathematischen Wissenschaften in Ägypten; denn dort gestattete man dem Priesterstand, Muße zu pflegen“ (Buch A; 981b20). Demnach sind Ideologien wesentlich älter als die bürgerliche Gesellschaft der Neuzeit und Adornos These, Ideologien gehörten, „wenn nicht bloß der modernen, so jedenfalls einer entfalteten Marktwirtschaft an“, ist mindestens *cum grano salis* zu lesen (SE 168).

(b) „Der Geist“, die verselbständigte geistige Arbeit tritt im Verlauf der Entwicklung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung „mit eigenem Anspruch“ aus dem gesellschaftlichen Lebensprozess hervor – heißt es. „Eigener Anspruch“ könnte dabei so viel wie bedeuten: ausgestattet „mit einer immanenten Logik“, „eigenständige Entwicklungstendenzen“ fähig, „mit eigenständigen Wirkungsmöglichkeiten“ oder Geltungsansprüchen, wenn nicht – wie im Falle konstitutiver Regeln – sogar mit der Möglichkeit ausgestattet, bestimmte soziale Phänomene überhaupt erst in die Welt zu setzen, zu konstituieren. In Letzterem besteht, nebenbei erwähnt, die begrenzte Wahrheit des Konstruktivismus.

(c) Die Verselbständigung des Geistigen, die geistige Arbeitsteilung als solche – so ergänze ich bestimmte Formulierungen Adornos – führt nicht von sich aus zur Verkehrung von Bewusstseinsinhalten! Auch oder gerade die innere Teilung der geistigen Arbeit kann – analog dem Falle der Handarbeit! – geradezu eine Bedingung für die Entwicklung der intellektuellen Produktivkräfte sein. Das gilt, so meine ich, auch wenn sich Adorno immer wieder mit Recht und Nach-

druck gegen die wissenschaftliche Arbeitsteilung und Spezialisierung etwa in der Form des Fachidiotentums wendet oder wie Hegel energisch das konsequente Denken über Grenzen des rubrizierenden und analysierenden Verstandes hinaus einfordert.

(d) Den Preis der Unwahrheit, den die Arbeit im verselbständigten Überbau zahlen muss, kommt erst mit der Tendenz zur „Verleugnung des gesellschaftlichen Grundes“ dieser Tätigkeiten und ihrer Resultate zustande. Das heißt: Die Trennung von Hand- und Kopfarbeit als ein Grundvorgang der Ideenbildung führt da zur Verschmelzung der Ideen mit einer Unwahrheit, die mehr bedeutet als menschlich-allzumenschliche Irrtümer oder Missverständnisse, wo es zu einer Verleugnung der allemal zwischen Überbau und Basis fortbestehenden inneren gesellschaftlichen Vermittlungen kommt. Eine Aussage des eines marxistischen Denkens ziemlich unverdächtigen Edmund Husserl kann das damit Gemeinte erhellen: „Die natürlichen Weltfragen haben ihren Boden in der vorgegebenen Welt, als derjenigen aktueller und möglicher Erfahrungen ... So machen wir sie (die basale Lebenswelt des Alltags – J.R.) jetzt konsequent thematisch, als Boden aller unserer Interessen, unserer Lebensvorhaben, unter welchen die theoretischen der objektiven Wissenschaften nur eine besondere Gruppe bilden.“⁷⁷ So gesehen könnte man auch sagen, die „Verleugnung des gesellschaftlichen Grundes“ als Wurzel aller Ideologienbildung bestehe im Vergessen oder in der Verschleierung des immanenten Zusammenhangs zwischen Erkenntnis und Interesse im Allgemeinen, zwischen Erkenntnis und Herrschaftsinteressen im Besonderen. Diesen Zusammenhang „konsequent thematisch“ zu machen, bedeutet für Husserl zudem die entschlossene Wendung gegen den „unausrottbar(e)n Schein eines reinen Denkens.“⁷⁸ Dem „Schein des reinen Denkens“ erliegt jedoch jede Theorie, die sich von der materiellen Basis und ihren Interessenzusammenhängen völlig frei wähnt. Erkenntnis bedeutet allemal mehr als Wissenserwerb unter dem Einfluss reiner Erkenntnisinteressen der Zunft. Oder wie Popper im Einklang mit Adorno (!) sagt: Soziale Probleme, nicht „Beobachtungen“ und „Wahrnehmungen“ bilden den Startpunkt aller Erkenntnisbemühungen.

(e) Doch andererseits eröffnet die Verselbständigung, Differenzierung und Intensivierung der gesellschaftlichen Kopfarbeit auch Möglichkeiten zur *Steigerung* des Wahrheitsgehaltes der geistigen Gebilde, wenn und insoweit dieses Bewusstsein „mehr ist als der bloße Abdruck des Seienden“ und ernsthaft „dannach trachtet, das Seiende zu durchdringen“ (SE 176). Aufgrund der Verkopplung von gerade durch ihre Selbstständigkeit hindurch gesteigerter intellektueller Produktivität mit dem gleichzeitigen Vergessen des gesellschaftlichen Grundes des Bewusstseins, obwohl die Vermittlung der Erkenntnis mit Interessen fortbesteht, kann man Ideologien ohne jede Kontradiktion als „wahres und falsches Bewusstsein“ bezeichnen. Darüber täuscht auf seine Weise der Mythos der reinen, von aller Vermittlung mit der Basis befreiten „reinen Wissenschaft“ hin-

⁷⁷ E. Husserl: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die Transzendente Phänomenologie, Haag, 1976, S. 156 und 157.

⁷⁸ A.a.O.; S. 137.

weg. Ideologiekritik als Wissenschaftskritik macht hingegen die Vermittlung „konsequent thematisch“ und versucht, diesen Schein abzutragen. Dieses Verständnis von Ideologiekritik hängt jedoch von der Voraussetzung ab, dass es in der Gesellschaft überhaupt noch geistige Gebilde gibt, bei denen sich jene Art der Verschränkung von Wahrheit und Unwahrheit, vernünftiger Ideen und Illusionen über ihre tatsächlichen Wirkungen in der gesellschaftlichen Realität ausmachen lässt. Eine solche innere Gegenläufigkeit ist für Rechtfertigungsideologien charakteristisch. Aber nach Adorno kann man vielen Ideologien in der gegenwärtigen Gesellschaft nicht einmal mehr zwiespältige Merkmale dieser Art nachsagen. Sie werden vielmehr nach dem Muster einer Art „umgekehrter Psychoanalyse“ (SE 177) maßgeschneidert auf Inhalte des falschen Alltagsbewusstseins zugeschnitten oder verleihen diesem manipulativ das gewünschte Maß: „Das gesellschaftliche bedingte falsche Bewusstsein von heute ist nicht mehr objektiver Geist, auch in dem Sinne, dass es keineswegs blind, anonym aus dem gesellschaftlichen Prozess sich kristallisiert, sondern wissenschaftlich auf die Gesellschaft zugeschnitten wird. Das geschieht mit den Erzeugnissen der Kulturindustrie, Film, Magazinen, illustrierten Zeitungen, Radio, Fernsehen, Bestseller-Literatur der verschiedenen Typen, unter denen die Roman-Biographien ihre besondere Rolle spielen“ (SE 176).

(f) Den Prototyp der Ideologien der Gegenwart stellen für Adorno *Verdoppelungsideologien* dar. D.h.: Vielfältige Sinngehalte der herrschenden Ideen verdoppeln und bekräftigen nur noch einmal Inhalte des falschen Bewusstseins, wie sie alltagsweltlich bei Individuen und Gruppen ohnehin im Umlauf sind. „Indem der gesellschaftlich wirksame Geist sich darauf beschränkt, den Menschen nur noch einmal das vor Augen zu stellen, was ohnehin die Bedingung ihrer Existenz ausmacht, aber dies Dasein zugleich als seine eigene Norm proklamiert, werden sie im glaubenlosen Glauben an die pure Existenz befestigt“ (SE 178).

Verdoppelungsideologien stellen eine Art Parodie auf den Satz von Nietzsche dar: „Werde, was du bist“; denn sie liefern die kritiklose Rechtfertigungen der ohnehin gegebenen Verhältnisse mit all ihren kritikwürdigen Merkmalen. Das Prinzip Hoffnung, vernünftigere gesellschaftliche Verhältnisse seien möglich, das beispielsweise aus den Gerechtigkeitsvorstellungen von der Art der politischen Parolen des revolutionären Bürgertums: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ spricht, wird durch die Verdoppelungsideologien völlig eingeebnet. Seitdem „die Ideologie kaum mehr besagt, als dass es so ist, wie es ist, schrumpft auch ihre eigene Unwahrheit zusammen auf das dünne Axiom, es könnte nicht anders sein als es ist“ (SE 179).

Fazit: Den Dreh- und Angelpunkt der inhaltlichen Bestimmungen des Adorno-schen Ideologiebegriffes stellt die „Verleugnung des gesellschaftlichen Grundes“ durch Ideen des Überbaus dar. Unter dem „gesellschaftlichen Grund“ versteht er fast durchweg den *ökonomischen Reproduktionsprozess* der Gesellschaft. Dazu gehören die Zwecktätigkeiten für den individuellen Lebensunterhalt (*Arbeit*) unter den Rahmenbedingungen der gesellschaftlichen Weise(n) der *Produktion* von Gütern und Diensten sowie die historisch konkreten Produkti-

onsverhältnisse als Herrschaftsverhältnisse. Es wäre allerdings auch möglich und sinnvoll, das *gesellschaftliche Sein*, also den jeweiligen historischen Zusammenhang von ökonomischem und sexuellem Reproduktionsprozess (Geschlechter- und Generationenverhältnis) als *gesellschaftlichen Grund* und damit als Fokus der *Semantik* des Adornoschen Ideologiebegriffes zu behandeln.

Aber wie verhält es sich mit der *Syntax* der Verhältnisbestimmung von Basis und Überbau bei ihm? Worin besteht also das von Adorno sog. *dialektische* Problem der Ideologien?

Syntax

(1) *Grund* ist ein zentraler Begriff aus dem zweiten Teil der „Wissenschaft der Logik“ Hegels, also aus seiner Wesenslogik. (1a) Zum einen bedeutet *Grund* etwas, was als *Wesen* Andersseiendem (Erscheinungen) zugrunde liegt. Die gesellschaftliche Basis oder das gesellschaftliche Sein weisen selbstverständlich diesen Status auf. (1b) Dass es unterschiedene und gegensätzliche Besonderheiten und Einzelheiten als *eigensinnige* und *eigenständige* Bestimmungen (Phänomene) gibt, dass also „die Grundbeziehung sich in ihrer Realisierung äußerlich wird“, ist zum Zweiten für ein Grundverhältnisses selbst wesentlich (WW 6; 82). Das Wesen (*Grund* 1) muss erscheinen. Adorno geht es um die Mannigfaltigkeit der „Erscheinungen“ in der Form von Komponenten des kulturellen Überbaus und Inhalte des individuellen Bewusstseins. Zum kulturellen Überbau gehören in erster Linie Wertideen, Normen, Regeln und Kriterien. Zu den Bewusstseinsinhalten der Individuen gehören beispielsweise ihre alltagsweltlichen Situationsdeutungen oder ihre Einstellungen.

(2) Das Wesen „scheint in diese seine Momente“ (WW 6; 36). „Scheinen in“ stellt auch ein für Adornos *Syntax* charakteristisches Prinzip dar. „Scheinen in“ kann meiner Meinung nach als Inneres-Enthalten-Sein, als *materiale Implikation* gelesen werden. D.h.: Grundbestimmungen sind immer auch im (gleichwohl unterschiedlichen bzw. gegensätzlichen) Anderssein enthalten („aufgehoben“). Selbst für Max Weber setzt sich die „Wucht“ spezifisch „ökonomischer Motive“ bis in „die feinsten Nuancierungen des ästhetischen und religiösen Empfindens“ hinein durch (GWL 163). Diese Relation gehört entscheidend zur Metastruktur der einzelnen Verhältnisbestimmung von Momenten des Unterbaus zu solchen des Überbaus bei Adorno.

(3) Der Grund stellt zwar die Bedingung vielfältigem Andersseins dar (= Pkt. 1), aber ohne die Existenz *eigensinniger* Bedingungen und Bestimmungen kann der Grund selbst nicht sein (WW 6; 82).⁷⁹ „Eigensinnig“ bedeutet z.B., dass Ideen eine eigenständige Logik, Entwicklungstendenz, Wirkungsmöglichkeit, wenn nicht gar eine konstitutive Funktion für gesellschaftliche Sachverhalte aufweisen.

⁷⁹ In seiner Doktorarbeit untersucht A. Schopenhauer den von Leibniz verhandelten logischen Grundsatz vom „zureichenden Grund“. A. Schopenhauer: Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, in: Kleiner Schriften I, Zürich 1977, S. 13 ff.

(4) Dass etwas „zu Grunde“ geht, kann alltagssprachlich selbstverständlich auch bedeuten, dass es verendet. Aber bei Hegel muss man in diesem Falle zwei zusätzliche Aspekte berücksichtigen (4a): Der *Grund Wg* bedeutet den Ausgangs- und Rückkehrpunkt eines reflexiven Prozesses (Hegel sagt: einer „Bewegung“), der die unterschiedenen bzw. gegensätzlichen Momente zusammenschließt und gleichzeitig in ihnen enthalten ist. „Zugrunde gehen“ bedeutet dann so viel wie: Von einer Schlüsselstelle ausgehen und im Prozess wieder zu dieser zurückzuführen. In den Kreislaufmodellen Marx, damit aber auch in dem, was sich Adorno unter dem „Wertgesetz“ des Kapitalismus vorgestellt hat, bedeutet die *Produktionssphäre* der Betriebe den Ausgangs- und Rückkehrpunkt des friktionsreichen materiellen Reproduktionsprozesses. (4b): Aber dieser gesamte „in sich zurückgehende“ (i.e. selbstbezügliche) Prozess selbst bedeutet als „Wesenprozess“ die umfassende Bestimmung von „Grund“ (*Grund W*). Er ist es letztendlich, der der Vielfalt der Erscheinungen zugrunde liegt und in die selbstständigen einzelnen Momente scheint. Die ökonomische Basis als Reproduktionsvorgang im Rahmen von Produktionsverhältnissen stellt mithin einen *grundlegenden Prozess* im o.a. Sinne Hegels und keine statische Bodenplatte dar!⁸⁰

(5) Klar ist, dass Adorno eine jede deterministische Verhältnisbestimmung von Basis und Überbau energisch zurückweist: „Es gibt geistige Zusammenhänge, die sich so verselbständigen, dass man, wenn man sie ohne weiteres auf ökonomische Ursachen reduziert, aus Marx einen Murx macht“ (Mit 501). Damit steht man vor einem altbekannten Problem der übergreifenden Syntax des Basis-Überbau-Problems: Gibt es ein *insgesamt ordnendes Muster der Relationierung der einzelnen, je verschiedenen Relationen* zwischen Basis und Überbau, Sein und Bewusstsein usf.? Gibt es also eine *Hyperstruktur* der vielfältigen Beziehungen zwischen diesen beiden Bereichen und wie sieht sie aus, wenn man sie nicht einfach mit einer strengen von „der Ökonomie“ ausgehenden unilinearen Kausalität oder mit der Wechselwirkung zwischen den Ebenen gleich setzt?

(6) In abstraktester Hinsicht bilden bei Marx – wie gesagt – die wechselnden historischen Erscheinungsformen von Arbeit und Produktion den „gesellschaftlichen Grund“ (*Grund Wg*). In dem Maße wie sich – nicht zuletzt durch den Tauschverkehr – ein komplexerer Zusammenhang der ökonomischen Zwecktätigkeiten der Individuen und Gruppen herausbildet, lässt sich die umfassende Grundbestimmung als *ökonomischer Reproduktionsprozess* darstellen (*Grund W*). Reproduktion bedeutet logisch ja eine Form der Selbstbezüglichkeit. Im Kapitalismus stellt sich der *Grund W* als mit Selbstzerstörungspotentialen

⁸⁰ Wir verstehen nicht nur wissenschaftssprachlich unter dem „Grund“ oder den „Gründen“ von Ereignissen oder Prozessen in vielen Fällen (a) ihre *Ursache(n)*. Der Begriff des „Grundes“ hat in diesem Falle die Bedeutung eines *realen Daseinsgrundes* von etwas. (Bei Leibniz heißt dies: *causa efficiens*). „Grund“ oder „Gründe“ gibt es auch (b) als logische Bedingungen für die weitere Aufrechterhaltung von Meinungen und Vermutungen. Es geht um Kriterien und Verfahren der *Begründung* von Urteilen bzw. der Bestätigung von Vermutungen, die dadurch der *Erkenntnis*, also der wahren Ansicht näher gebracht werden sollen. (*Erkenntnisgrund*; in Leibniz' Worten: *ratio cognoscendi*). Der „Grund“ als (c) Handlungsantrieb (Motiv) bewegt uns vielleicht zu überlegteren Mustern unseres Handelns. Habe ich gute Gründe, dies zu tun und jenes zu lassen oder nicht? Der Begriff des „Grundes“ weist zudem auf (d) auf *Handlungsgründe* hin, die nicht gleich Ursachen sind. Etwas kann schließlich auch (e) auf einer wesentlichen Grundlage oder Grundbestimmung – etwa im Sinne einer Basis – aufbauen (s.o.).

durchsetze Einheit von lebenserhaltendem Arbeitsprozess und Verwertungsprozess des Kapitals (G-W-G'), mithin als „Wertgesetz“ dar. Es wird zwar oftmals mit den etwas statischen Metaphern eines Fundamentes für Aufbauten oder einer Bodenplatte verwoben, es handelt sich jedoch – wie gesagt – um einen *Prozess* und nicht um ein starres Fundament.

(7) Es gibt selbstverständlich eine Vielfalt *empirischer Wirkungen*, die von der gesellschaftlichen Basis auf den kulturellen Überbau ausgehen. Über die Durchschlagskraft ökonomischer Interessen z.B. oder die fatale Auswirkung der Arbeitslosigkeit auf die Seele von Menschen belehrt uns jede Tageszeitung jeden Tag. Ein wichtiger Punkt ist und bleibt jedoch, dass auch umgekehrte Effekte auftreten können: der Überbau wirkt eigenständig auf die Basis zurück. Viele verinnerlichte Kulturwertideen etwa *bestimmen* den Kurs des Handelns von Individuen und Gruppen. Für den Zusammenhang dieser beiden Wirkungsrichtungen wählt Friedrich Engels den Begriff der „Wechselwirkung“, weil auch er sich schon vom Ökonomismus und Determinismus distanzieren wollte. Marx haben die ökonomistischen Deutungen seiner Lehre bekanntlich sogar Anstoß für einen berühmten Stoßseufzer gegeben: „Moi, je ne suis pas Marxiste!“ (vgl. MEW 37; 436 und MEW 35; 388). Doch die Rücksicht auf *Wechselwirkungen* als Ausdruck für gleichzeitig vorhandene Eigenständigkeiten von Elementen des gesellschaftlichen Bewusstseins reicht in bestimmten Fällen nicht aus. Nochmals: Eine Reihe von Phänomenen des kulturellen Überbaus können sogar *konstitutive* Funktionen ausüben. Wenn die Leute eine Situation als real definieren, dann ist sie oftmals real in ihren Konsequenzen (Thomas-Theorem). Konstitutive Regeln des Überbaus stiften – wie die Stellung des „Matt“ beim Schach – das entsprechende Phänomen überhaupt erst. Ohne sie wäre es gar nicht „da“. In diesem Sinne sind auch sie *grundlegend*! Wie kann man dann überhaupt noch von *der* gesellschaftlichen Basis als *Grundbestimmung* der gesellschaftlichen Totalität reden? Wie sieht dann die Metastruktur einer angemessenen Verhältnisbestimmung von Basis und Überbau aus, wenn sie sich eben nicht so einfach mit Kausalität und Wechselwirkung gleichsetzen lässt?

(8) Diese Fragen sind weit über ihren Zusammenhang mit dem Basis-Überbau-Problem *marxistischer* Theoriebildung hinaus von Bedeutung. Der Ökonomismus in seiner primitivsten Form (die man z.B. bei Vertretern der II. Internationale zu Beginn des 20. Jhs. vorfinden kann) bedient sich der hyperstrukturellen Annahme einer unilinearen Kausalität, die mit der Kraft eines Naturgesetzes, also mit „Notwendigkeit“ den Überbau „bestimmt“ (determiniert). Dieser Denkstil hat abgewirtschaftet. Das Problem einer angemessenen Verhältnisbestimmung zwischen Basis und Überbau stellt sich jedoch unverändert auch, wenn man mit Unterscheidungen wie *Struktur und Kultur, Sprachspiel und Lebensform, Diskurs und Gesellschaft* etc. etc. arbeitet.

Ergänzende Notiz:

(a) Die syntaktisch beste Antwort, von der auch die Semantik des Adornoschen Ideologiebegriffs zusammengehalten wird, lässt sich fast deckungsgleich mit den oben gegebenen Hinweisen auf die Wesenslogik Hegels rekonstruieren.⁸¹

(b) Als Grundbestimmung (Grund W) müsste in letzter Instanz auch für Adorno das Marxsche Wertgesetz (mit der Rolle der Produktion (als Grund Wg) gelten. Zwar tendiert Adorno sehr oft dazu dem „Tauschprinzip“ (das wäre bei Marx der Teilprozess der Zirkulation) diese Funktion zuzuschreiben. Aber er spielt hin und wieder sogar explizit auf das „Wertgesetz“ an.

(c) „Das Wesen muss erscheinen“. Der Begriff der „Erscheinung“ weist im Falle der Marxschen Kreislauftheorie zumindest eine Doppelbedeutung auf: Zum einen wird damit auf die „Oberfläche“ des Reproduktionsprozesses, nämlich auf die Austauschsphäre (Zirkulation I und II) Bezug genommen, obwohl es sich dabei um Teilprozesse des Wertgesetzes (Grund W) insgesamt handelt. Bei Adorno stünde an dieser Stelle mal wieder „der Tausch“ bzw. „das Tauschprinzip“. Zum anderen bedeutet der Überbau den Inbegriff von Erscheinungen als Komponenten der Kultur (mit ihren Weltanschauungen, Normen, Regeln und Kriterien) oder als Ausdruck dafür, wie den Individuen etwas erscheint, von ihnen gefühlt, wahrgenommen, unbewusst verarbeitet, aber auch bedacht und besprochen wird. Bei Platon entspricht dem die „doxa“.

(d) Dass der gesellschaftliche Wesensprozess den Erscheinungen *zugrunde* liegt, bedeutet (mindestens) zweierlei: (d1) Die einzelnen Erscheinungen stehen in mannigfaltigen und verschiedenartigen Beziehungen zum Wesensprozess und untereinander. Sie weisen immer auch emergente Eigenschaften auf, sie werden beeinflusst, üben eigenständige Wirkungen aus, rufen produktive und destruktive Gegensätze hervor oder erleiden sie. Der Wesensprozess verknüpft sie als das „äußere Band“ der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen (gesellschaftliches *principium synthesis*). (d2) Aber „Vermittlung“ zielt auf eine stärkere, auf eine innere Zusammenhangsrelation zwischen den Momenten trotz ihrer etwaigen Gegensätzlichkeit, wofür Hegel mitunter ebenfalls des Begriff des Grundes einsetzt. Es geht damit um „die Einheit Entgegengesetzter oder de(n) *Grund*“ (WW 4; 130).

(e) Die Einheit Entgegengesetzter bedeutet in diesem Falle logisch (syntaktisch) keine Schnittmenge (*tertium comparationis*), sondern das *innere Enthaltensein* von Bestimmungen des Wesens *in* den einzelnen Erscheinungen, auch und gerade dann, wenn sie sogar im Gegensatz (in einem strikten Ausschlussverhältnis) sowohl untereinander als auch zum Wesensprozess stehen.

(f) Selbstverständlich sind treten auch Momente des Überbaus (wie z.B. Normen) als Implikate des Wesensprozesses auf.

Einige Formulierungen aus der „Ästhetischen Theorie“ Adornos machen diese syntaktische Elementarfigur des Zusammenhangs zwischen Wesen und Erscheinung, Basis und Überbau nochmals in einer knappen Form klar. „Kunstwerke“, sagt er, „begeben sich hinaus aus der empirischen Welt und bringen einer dieser entgegengesetzte (!) eigenen Wesens hervor, so als ob auch diese ein Seiendes wäre“ (ÄT 10). Das spielt auf die Eigenständigkeit von Kunstwerke und vor allem auf ihre mögliche Entgegensetzung gegen Verdinglichung und Entfremdung in der gesellschaftlichen Wirklichkeit an. Aber gleichzeitig und trotz dieser Entgegensetzung gilt: „Gerade als Artefakte aber, Produkte gesellschaftlicher Arbeit, kommunizieren sie auch mit der Empirie, der sie absagen, und aus ihr zie-

⁸¹ Vgl. auch J. Ritsert: *Ideologie. Theoreme und Probleme der Wissenssoziologie*, Münster 2002, S. 73 ff.

hen sie ihren Inhalt“ (ÄT 15). Weil sie Ergebnisse gesellschaftlicher Arbeit sind, bleiben sie inhaltlich (immanent) immer auch mit Momenten der materiellen gesellschaftlichen Praxis, mit der „Empirie“ vermittelt – und das, obwohl sie der gesellschaftlichen Wirklichkeit (Empirie) „absagen“, sich ihr kritisch *entgegensetzen*. Auf die Ideologieproblematik übertragen: Das Wesensgesetz W fungiert immer zugleich als „inneres Band“ unterschiedlicher, eigensinniger, gegensätzlicher „Erscheinungen“, die selbst im Falle ihrer Entgegensetzung z.B. gegen Inhalte des falschen gesellschaftlichen Bewusstseins dennoch nicht nur Merkmale „der Empirie“, sondern sogar noch Momente des gesellschaftlichen Scheins, d.h.: in der Realität fungierender ideologische Gehalte implizieren.

Diese Notizen müssen ausreichen, um die Ausrichtung sinnvoller „Dialektikprojekte“ zu illustrieren, welche weder auf Dreitakter noch auf die Minimaldialektik beschränkt sind. Die These lautet, dass *Vermittlung*, damit die strikte Antinomie als Elementargestalt und Ausgangspunkt der Hyperstruktur sämtlicher Verhältnisbestimmungen von Basis und Überbau anzusehen ist. Ihre notwendige Erweiterung in Richtung auf Hegels Begriff des „Widerspruches“ ist nach meiner Überzeugung eine Bedingung jeder Durchführung eines modernen und rationalen „Dialektikprojektes“ – es sei denn man deutet die gesamte Geschichte des dialektischen Denkens als unterwegs auf Irrwegen und Hegel als autoritären preußischen Staatsphilosophen und „falschen Propheten“ (Popper). Wem diese Entschlossenheit abgeht, kann es sogar für eine immer noch lohnende Aufgabe halten, Marx` Darstellung des kapitalistischen „Wertgesetzes“ ebenfalls im Rahmen dieser Hyperstruktur zu analysieren, statt beispielsweise einem der oftmals nur schlecht hegelianisierenden Versuche nachzueifern, die Bestimmungen „des Kapitals“ aus den inneren „Widersprüchen der Ware“ ableiten zu wollen – was immer auch in solchen Fällen „ableiten“ einerseits, „Widerspruch“ andererseits heißen mag. Ich weiß es nicht! Eine analytische Deduktion dürfte bei den entsprechenden Ableitungsübungen eigentlich nicht gemeint sein.

Die „Ästhetische Theorie“ Adornos bedeutet für mich denjenigen Text, worin er die vermittlungslogische Verhältnisbestimmung von Basis und Überbau bei der Untersuchung der Beziehungen zwischen Kunstwerk und Gesellschaft mit größter Konsequenz teilweise sogar in Richtung auf die Widerspruchsfigur Hegels hin weitergeführt hat.⁸²

⁸² Vgl. dazu J. Ritsert: Ästhetische Theorie als Gesellschaftskritik. Umriss der Dialektik in Adornos Spätwerk, Studententexte zur Sozialwissenschaft, Band 4, 2. durchgesehene und überarbeitete Auflage, Frankfurt/M 1996.

Abschnitt 7

Zusammenfassung wesentlicher Motive einer kritischen Theorie der Gesellschaft, die Adorno auf seine Weise der Kritik der politischen Ökonomie entnimmt.

A.: *Kritik an der Unterwerfung der Menschen unter den stummen Zwang der gesellschaftlichen Verhältnisse:* „Der totale Zusammenhang hat (in der universalisierten Warentauschgesellschaft – J.R.) die Gestalt, dass alle dem Tauschgesetz sich unterwerfen müssen, wenn sie nicht zugrunde gehen wollen, gleichgültig, ob sie subjektiv von einem ‚Profitmotiv‘ geleitet werden oder nicht“ (Soz 14). „Ein Ansatz, in dem die Abhängigkeit der Konsumenten vom Gesamtsystem nicht dargestellt wird, ist der Realität inadäquat“ (Mit 511).

B: *Kritik an der Tauschabstraktion als Realabstraktion:* „Ob es die Menschen wissen oder nicht, indem sie in die Tauschbeziehung eintreten und verschiedene Gebrauchswerte auf Arbeitswert reduzieren, dadurch haben sie eine begriffliche (der begrifflichen Abstraktion analoge – J.R.) Operation real gesellschaftlich vollzogen“ (Mit 503). Die mit dem Begriff der „Realabstraktion“ verbundenen Probleme sind nicht zu verachten.

C: *Verdinglichungskritik und Entzauberung des Warenfetisch:* „Die Übermacht des Gesellschaftlichen ist so stark, dass Gesellschaft so erscheint, als ob sie wirklich erste Natur wäre“ (ebd.). Den Menschen stellen sich ihre Beziehungen in der Warentauschgesellschaft verkehrt da, „nämlich als gesellschaftliches Verhältnis der Sachen“, sprich: der Waren und ihrer Bewegung.⁸³ „Das Entscheidende ist die Vormacht des Produktionsapparates gegenüber den Bedürfnissen“ (Mit 507). „Auch wenn wir den Schein durchschauen, so ändert das nichts am Fetischcharakter der Ware: jeder Geschäftsmann, der kalkuliert, muss sich im Sinne dieses Fetischs verhalten. Wenn er nicht so kalkuliert, macht er pleite“ (Mit 509). Die fetischisierte Ware „erscheint nicht mehr als ein gesellschaftliches Verhältnis, sondern es scheint so, als ob der Wert ein Ding an sich wäre“ (Mit 507).

D: *Kritik an der Äquivalenzfiktion:* „Beim Tausch ist etwas gleich und zugleich nicht gleich, es geht mit rechten Dingen zu und zugleich auch nicht“ (SMit 506). Darin steckt natürlich eine Bezugnahme auf einen Grundsatz der Marxschen Mehrwerttheorie. Der Knecht (Proletarier) erhält im Lohn *allem Anschein nach* den Gegenwert für seine Leistung. Seine Arbeitskraft weist jedoch die besondere Fähigkeit auf, Werte über den Zeitpunkt hinaus schaffen zu können, zu dem

⁸³ K. Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie, Berlin 1947, S. 29. (1. Kapitel von der Ware).

der Gegenwert für seine Leistung erbracht wurde. Der Herr verfügt über die Macht und die Machtmittel, diese Surplusarbeit(szeit) zu erzwingen und deren Ergebnisse zu approprieren.

E: *Plädoyer für einen realen Humanismus*: „Marx war extrem anti-anthropologisch, anti-psychologisch. Sein wirkliches Interesse gilt den Institutionen, die den Menschen entmenschlichen“ (Mit 504). Das von dem leider verstorbenen Kollegen Alfred Schmidt stammende Wort des „realen Humanismus“ erspart jede Versicherung, dass man mit dem Kasernenkommunismus und dem ehemals auf fatale Weise „real existierenden Sozialismus“ (wie Horkheimer und Adorno schon zu den Anfangszeiten des IfS im Angesicht des Parteikommunismus) nichts im Sinn hat. Aber auch auf der anderen Seite nichts mit den Naivitäten, die sich etwa durch die liberalistische Furcht bemerkbar machen, verbissene Sozialisten wollten grundsätzlich der „Omma ihr klaa Häusche“ abnehmen, um dieses in das Gemeineigentum der Funktionäre zu überführen. Wohl aber halte ich die orthodoxe Aussagen Adornos wie: „Alle Gesellschaft ist noch Klassengesellschaft“ (Soz 15) weiterhin für jeder Aufmerksamkeit wert. Selbstverständlich hängt die Stichhaltigkeit seiner apodiktisch klingenden Aussage davon ab, was jeweils unter „sozialer Klasse“ verstanden wird. So kann jemand beispielsweise die Meinung vertreten, vor den Zeiten der entstehenden kapitalistischen Gesellschaft, im Mittelalter und Absolutismus habe es *Stände* und keine *Klassen* gegeben. Es wird auch die Meinung vertreten: In den frühen Zeiten des Kapitalismus, im 19. Jh. habe es zwar Klassen gegeben, weil die verelendeten Proletarier zur roten Fahne gegriffen hätten, auf die Barrikaden gestiegen seien und ihrer Klasse bewusst (sich später dann eher auf die Gewerkschaften verlassend) um ihre Anteile und Rechte manifest gekämpft hätten. Doch später dann, spätestens mit der Entwicklung der Wohlstandsgesellschaft seien die mit der „socialen Frage“ als Arbeiterfrage verwobenen Klassen des 19. Jahrhunderts erodiert. An ihre Stellen seien dann Schichten getreten, die sich zu unseren Zeiten (bis kurz vor der jüngsten Finanzkrise, die irgendwie das öffentliche Bewusstsein für die Existenz von Kapitalismus wieder etwas geweckt hat) sich in die bunte Mannigfaltigkeit der Milieus der „Erlebnisgesellschaft“ auflösten. Wenn man diese Meinung(en) vertritt, dann gibt es natürlich keine Klassen mehr. Wenn man irgendeine der verschiedenen Varianten der Surplusstheorie der Klassenbildung für richtig hält, zu der Marx` und damit auch Adornos Kapitalismustheorie gehört, dann sieht das anders aus. Dann mag Adornos Aussage, alle Gesellschaft sei auch heute noch Klassengesellschaft, zwar der Diktion nach dogmatisch klingen, sie weist aber zudem den Charakter einer alles andere als extravagantem Ansicht vom System sozialer Ungleichheit unserer Zeiten auf. Ich möchte daher die wesentlichen Merkmale des surplustheoretischen Klassenbegriffs nochmals im ersten Anhang zusammenstellen.

Anhang I

Einige elementare Merkmale des surplustheoretischen Klassenbegriffs.

- (1.) Auch die Klassentheorie bestimmt soziale Diskrepanzen (= gesamtgesellschaftlich relevante soziale Ungleichheiten) selbstverständlich auf den klassischen Dimensionen von *Reichtum, Ehre und Macht*. „Macht, Reichtum und Ehre, selbst Gesundheit, und das ganze Wohlbefinden und Zufriedenheit mit seinem Zustande, unter dem Namen der *Glückseligkeit*, machen Mut und hierdurch öfters auch Übermut ...“⁸⁴
- (2.) Es wird angenommen, dass ein gesellschaftliches Mehrprodukt erzielt werden kann. *Mehrprodukt* ist nicht gleich *Surplus!* „Surplus“ setzt (meist strukturell verankerte und ideologisch legitimierte) Chancen der einen voraus, das Mehrprodukt oder Teile des Mehrprodukts zu Lasten und zum Schaden anderer zu *appropriieren*, die entscheidend zu seiner Entstehung beitragen. (Unterschied zwischen *Aneignung* und *Appropriation*!!). Zur Vereinfachung der Einsicht in das Bedeutungsfeld von „soziale Klasse“ wird *kontrafaktisch* (im Einklang mit der Strategie der Idealisierung bei jeder Idealtypenbildung) zunächst nur von zwei gesellschaftlichen Großgruppen ausgegangen: *Herr und Knecht* (nach Hegel: Phänomenologie des Geistes, Kapitel: „Selbständigkeit und Unselbständigkeit des Selbstbewusstseins. Herr und Knecht“).
- (3.) Eine weitere *kontrafaktische* Annahme geht davon aus: Nur der Knecht leistet gesellschaftliche Arbeit. Der Herr – so heißt es bei Hegel – „genießt rein.“ Die Menge der Güter und Dienste („Sozialprodukt“) hängt damit allein vom Arbeitsaufwand, letztlich der Arbeitszeit des Knechtes ab. Daran hängt auch der Unterschied zwischen „notwendiger Arbeitszeit“ und „Surplusarbeitszeit“.
- (4.) Der Arbeitsaufwand des Knechtes unterteilt sich also in *notwendige Arbeitszeit* und *Surplusarbeitszeit*. Der Knecht verausgabt einerseits Arbeitskraft in der Zeit, um sich (und seine Familie) am Leben zu erhalten (notwendige Arbeitszeit). Die Ergebnisse seiner Tätigkeit über diesen Zeitpunkt hinaus *appropriiert* der Herr andererseits aufgrund seiner Machtposition. „Einer seiner (des Arbeitstages – J.R.) Teile ist zwar bestimmt durch die zur beständigen Reproduktion des Arbeiters selbst erheischte Arbeitszeit, aber seine Gesamtgröße wechselt mit der

⁸⁴ I. Kant: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, BA 1,2.

- Länge oder Dauer der Mehrarbeit.⁸⁵ Die Mehrarbeit stellt unter diesen Voraussetzungen reine Surplusarbeit(zeit) dar!
- (5.) Die Trennungslinie zwischen notwendiger Arbeitszeit und Surplusarbeitszeit, *ist historisch variabel*. Nochmals: Mehrarbeit z.B. zum Zwecke des Erhalts und/oder der Erweiterung der Produktionsbedingungen ist nicht gleich Surplusarbeit! (Vgl. implizit Marx` in seiner „Kritik des Gothaer Programms“).
 - (6.) Dieser Teilungsbereich zwischen „notwendiger“ Arbeit und „Surplusarbeit“ stellt nicht zuletzt eine Funktion von „Kämpfen“ zwischen Herr und Knecht dar! „Kampf“ soll hier jedoch im Sinne Max Webers verstanden werden!! „*Kampf*“ soll eine soziale Beziehung insoweit heißen, als das Handeln an der Absicht der Durchsetzung des eignen Willens gegen Widerstand des oder der Partner orientiert ist.⁸⁶ „Kämpfe“ können in dem breiten Spektrum von Hegels „Kampf auf Leben und Tod“ (gewaltförmige Auseinandersetzung) bis hin zu friedlichen, regulierten Auseinandersetzungen oder produktiven Gegensätzen liegen.
 - (7.) *In diesem Sinne (!) bildet der „Kampf um das Surplusprodukt“ den Kern jeder historischen Klassenformierung*. Das kann man als die Zentralthese sämtlicher Varianten der Surplustheorie der Klassenbildung ansehen. Offenkundig ist: Allein schon die verschiedenen geschichtlichen Erscheinungsformen des Surplus verweisen auf verschiedene historische Ausprägungen derartiger Konflikte und Gegenläufigkeiten.
 - (8.) Weder der manifeste Kampf mit dem entschlossenen Gang des Knechtes auf die Barrikaden, noch sein klares Bewusstsein der eigenen Klassenlage sind als notwendige und hinreichende Bedingungen für die Existenz von Klassen anzusehen. Es gibt historisch die verschiedensten Formen der latenten oder manifesten Auseinandersetzung und/oder der Konkurrenzmechanismen, deren Dreh- und Angelpunkt (Kernstruktur) gleichwohl der „Kampf um das Surplusprodukt“ darstellt.
 - (9.) Die Appropriationschancen des Herrn werden selbstverständlich dann besonders nachhaltig stabilisiert, wenn die Mägde und Knechte fest an die Legitimität des Herrenstatus glauben. (Herrschaftslegitimation; Herrschaftslegenden).
 - (10.) (a) Materielle Lagen sind nicht gleich Klassenlagen. *Materielle Lagen* bedeuten Positionen im arbeitsteiligen Wirtschaftsprozess, auf denen Zwecktätigkeiten für den Lebensunterhalt (Arbeit) verrichtet werden. *Klassenlagen* stellen Funktionsstellen (Systeme von Zwecktätigkeiten) in einem ökonomischen Reproduktionsprozess dar, *der durch die Appropriation des Surplus charakterisiert ist*. Der wirtschaftliche Repro-

⁸⁵ K. Marx: Das Kapital, Band 1, 8. Kapitel: „Der Arbeitstag“. Die Lektüre der ersten drei Seiten dieses Kapitels ist dringend empfohlen!

⁸⁶ Vgl. Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft, Kapitel: Soziologische Grundbegriffe, § 8.

duktionsprozess bedeutet die *ökonomische Basis* der Gesellschaft.⁸⁷ Sie macht zusammen mit dem Reproduktionsprozess des Gattungslbens (Geschlechter- und Generationenverhältnis) das *materielle Sein* der Gesellschaft aus.

(b) Das Problem einer Verhältnisbestimmung von *Klassenlage* und *Klassenbewusstsein* hängt von den jeweiligen Umgangsformen mit dem unvermeidlichen Basis-Überbau-Problem ab! Je nachdem wie R als eine *Metastruktur* zwischen B(asis) und Ü(berbau) interpretiert wird, welche die einzelnen Relationen $r_1 \dots r_n$ zwischen B und Ü zu einem Muster fügt, je nachdem fallen die Aussagen über den Zusammenhang von gesellschaftlichem Sein und gesellschaftlichem Bewusstsein anders aus. Es gibt kein homogenes Klassenbewusstsein. Es gibt jedoch überhaupt *keine* Theorie sozialer Diskrepanzen, die nicht mit der Annahme arbeiten muss, dass es dennoch einander mindestens „familienähnliche“ (Wittgenstein) Inhalte des Bewusstseins von Menschen in gleicher Lage gibt. Ansonsten wären Aussagen über „soziale Diskrepanzen“ nicht sonderlich sinnvoll.

(c) *Klassenhandeln* – so lautet eine undogmatische These – ist *nicht* mit dem klassenbewussten Aufstieg einer Gruppe auf die Barrikaden *identisch*. Das ist nur der eine Pol eines Spektrums von Möglichkeiten. Der andere Pol besteht in zahllosen, oftmals vorbewussten und/oder unbewussten Handlungen im Alltag, deren Zusammenhang mit allgemeineren Kämpfen um das Surplusprodukt *empirisch aufgewiesen werden kann* (Adornos Rekonstruktion des „Totalitätsbezugs“ von Einzelereignissen).

⁸⁷ Vgl. dazu J. Ritsert: Soziale Klassen, Münster 1998, S. 58 ff.

Anhang II

Konstitutionsprinzipien der Gesellschaft ?

Realismus

Nominalismus

- | | |
|---|---|
| ↑ - <i>Ein Organisationsprinzip (Tausch bei Simmel und Adorno?)</i> | ↓ |
| ↑ - <i>Ein principium synthesis als Basis (Marx` Wertgesetz; Adorno)</i> | ↓ |
| ↑ - <i>Eine Pluralität von axialen Prinzipien (D. Bell).</i> | ↓ |
| ↑ - <i>Eine Pluralität von gleichrangigen Organisationsprinzipien gesellschaftlicher Teilsysteme (N. Luhmann).</i> | ↓ |
| ↑ - <i>Pluralisierung statt „Totalität“. Keine Konstituentien der Gesellschaft. (Postmodernismus; Beck; NSU).</i> | ↓ |
| ↑ - <i>Geschichte als Summe unüberschaubarer, unstrukturierter Einzelereignisse (M. Weber). „Gesellschaft“ ist nur ein Begriff, keine existierende Allgemeinheit.</i> | ↓ |

Anhang III

*Eigentumstheoretische Grundbegriffe.*⁸⁸

Positive Bestimmungen

Aneignung

Besitz

Anerkannter Besitz

Negative Bestimmungen

Appropriation

Exklusiver Besitz

*Ideologisch legitimiertes
Eigentum*

⁸⁸ Vgl. J. Ritsert: Schlüsselprobleme der Gesellschaftstheorie, Wiesbaden 2009, S. 176 und ders.: Gerechtigkeit, Gleichheit, Freiheit und Vernunft, Wiesbaden 2012, S. 49 ff.